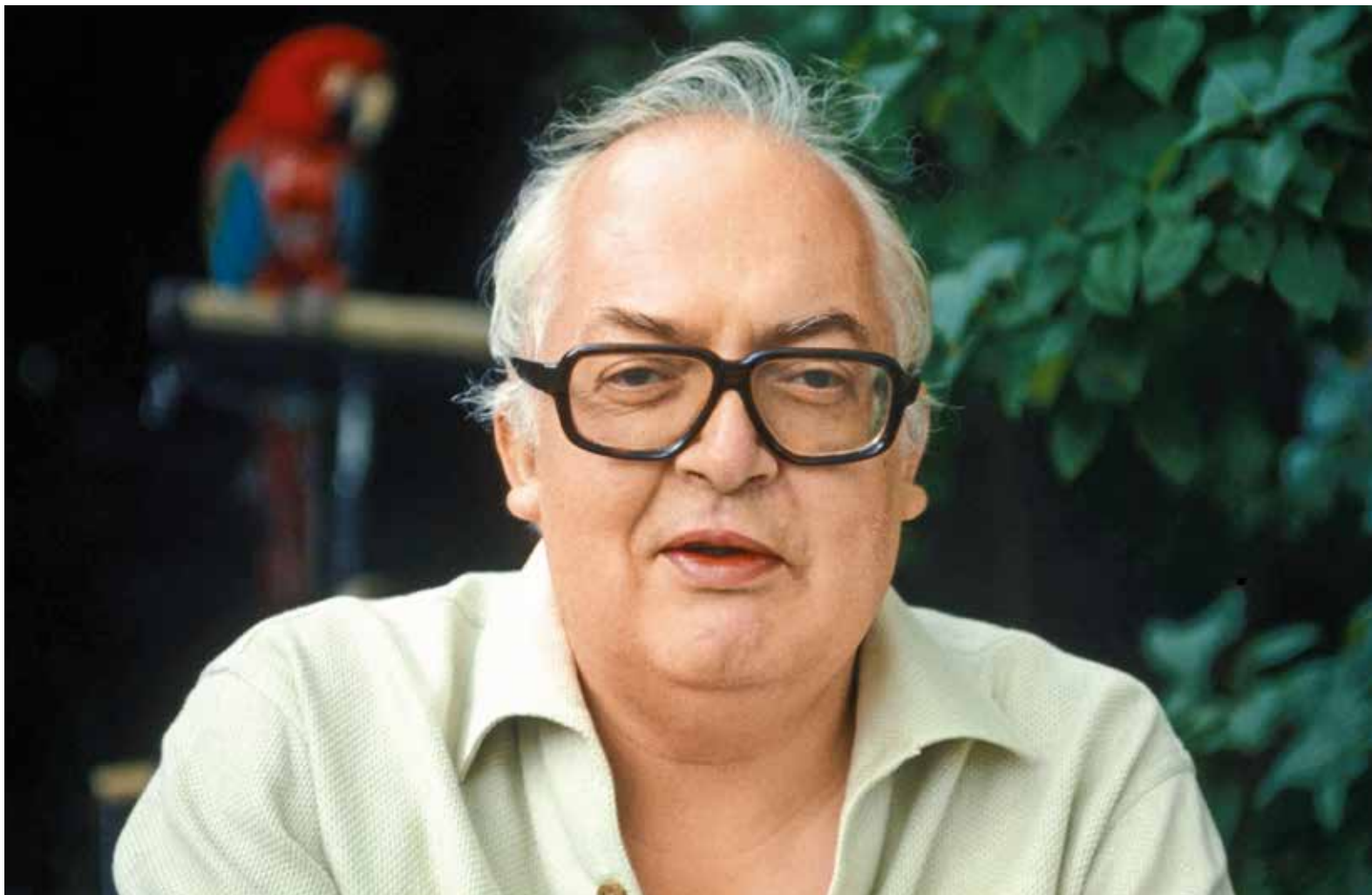


Gottfried Locher: Das erste grosse Interview nach dem Rücktritt

Nummer 39 – 24. September 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Dürrenmatt, der Unzeitgemässe

Warum die Art, wie er die Welt sah, noch immer fasziniert.

Peter Rüedi

Erosion des Rechtsstaats

Triumph der Gesinnung über das Gesetz.

Beat Gygi und Roger Köppel

Thailands Caligula

Königliche Zustände wie im alten Rom. *Francis Pike*

Alben für die Ewigkeit
Chris von Rohr würdigt
die Legenden
des Rock

4 194707 006902
39



Adolf Dietrich, «Tulpen vor Bodenseelandschaft 1948», Preis auf Anfrage

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Erosion des Rechtsstaats

In der Schweiz wankt, wackelt der Rechtsstaat. Die Unterlage erodiert. Das Treibsandgefühl ist da. Gesetze gelten nur noch wahlweise und nicht für alle gleich. Verfassungsartikel sind Manövriermasse in kreativen Händen. Die Eigentumsgarantie ist zum Teil ausser Kraft. Was das Volk und die Kantone entscheiden, kann von Richtern und Politikern jederzeit im Namen übergeordneter Ideale, höherer Zweckmässigkeiten oder auf Druck der EU oder der Strasse umgestossen werden. Wer sich gegen die Anmassungen wehrt, sieht sich in den Medien als schurkischer Missachter der Gewaltentrennung angeprangert.

Es passt ins Bild rechtsstaatlicher Verlotterung, wie der links-grüne Berner Gemeinderat diese Woche eine grosse illegale Klima-Demo vor dem Bundeshaus komplizenhaft gewähren liess. Die Manifestanten installierten sich unbehelligt mit Heuballen, riesigen Überdachungen und Gratisstrom der Stadt Bern. Passanten mussten weichen. Zeitweise waren die Strassen von den Klima-Extremisten blockiert. Auf Befehl von oben durfte die Polizei das widerrechtlich besetzte Gelände nicht räumen. Den empörten Bundesparlamentariern teilte der Berner Gemeinderat mit, er sei mit den Demonstranten «im Gespräch».

Es überrascht nicht, dass die gleiche linke Stadtregierung unter dem grünen Baron Alec von Graffenried der SVP noch ausdrücklich verboten hatte, eine Kundgebung für die Begrenzungsinitiative auf dem Bundesplatz durchzuführen. Auch Parkbussen und Steuerrechnungen werden weiterhin verteilt. Offensichtlich ist in der Stadt Bern heute der Dumme, wer sich ans Recht und an die Anordnungen der Behörden hält. Als die SVP einen Vorstoss zur sofortigen Räumung des Bundesplatzes mach-

te, stimmten die SP, die Grünen und die immer röter werdenden Grünliberalen dagegen. Für die Linke gilt der Rechtsstaat nur noch unter dem Vorbehalt der eigenen Meinung. Die persönliche Moral steht über dem Recht.

Gesetze sind nichts, die Gesinnung ist alles. Der politische Moralismus ist auf dem Vormarsch in der Schweiz. Das ist nicht nur ein Problem der Linken. Zu Beginn des Jahres brummte SVP-Bundesrat Guy Parmelin, aufgeschreckt durch ein paar Medienberichte, der in Zug sitzenden schwedischen Crypto AG ein Exportverbot auf. Die Firma ging bankrott, ohne dass der schwache Wirtschaftsminister die Vorwürfe rechtlich sauber abgeklärt hätte. Mit seinem Todesurteil beugte sich der SVPLer

dem Druck. Die FDP-Justizministerin machte mit; Moral vor Recht auch hier.

Zu beobachten ist der Triumph der Gesinnung über die Demokratie: Dazu gehören Bundesrichter, die sich im Hochmut ihres Amtes zu Gesetzgebern aufschwingen und Volksentscheide wegen angeblich übergeordneten internationalen Rechts ausser Kraft setzen. Das Parlament hat soeben einen Corona-Artikel abgesegnet, der den Hauseigentümern verbietet, auf Geschäftsliegenschaften Miete einzuziehen. Die ganz legale Enteignung der Vermieter ist ein Herzenswunsch von Links-Grün, aber sie kam mit vielen bürgerlichen Stimmen durch. Der Angriff aufs Eigentum der Liegenschaftsbesitzer ist für die Schweiz ein bis vor kurzem undenkbarer Sündenfall.

Alle totalitären Bewegungen von Lenin bis Hitler haben ihren Krieg gegen Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat über die Beseitigung des Privateigentums entfesselt. Befördert wird die Aushöhlung durch supranationale Institutionen wie die Europäische Union. Viele Linke, Grüne und Liberale sind der Meinung, die Nationalstaaten sollten möglichst viel Verantwortung und Souveränität an internationale Organisationen übertragen. Diese Einrichtungen neigen aber unweigerlich dazu, die Herrschaft des Gesetzes durch die Herrschaft mächtiger Lobby- und Einflussgruppen zu ersetzen, durch die Macht der Funktionäre, durch die Macht der Moral oder die Macht der Erpressung, wie die Schweiz etwa bei der Börsenfrage oder bei den Universitäten mit der EU erleben musste. Die wichtigste Aufgabe der Politik besteht heute darin, den freiheitlichen demokratischen Rechtsstaat gegen die Moralisten und die Internationalisten zu verteidigen. R. K.

Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Friedrich Dürrenmatt, Peter Rüedi, Gottfried Locher, Wolfgang Beltracchi, Grundrechte für Tiere

Unter den lebenden Journalisten gehört *Weltwoche*-Autor Peter Rüedi wohl zu den grössten Kennern und intimsten Werkvertrauten des bedeutenden Schweizer Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Die Arbeitsbeziehung der beiden reicht bis in die sechziger Jahre zurück. Damals wirkte Dürrenmatt als Herausgeber des *Sonntags-Journals*, bei dem Rüedi als Journalist angestellt war. Der Kontakt vertiefte sich in den siebziger Jahren. Mit Blick auf Dürrenmatts runden Geburtstag 1991 führte Rüedi intensive, lange Gespräche mit dem Schriftsteller. Dürrenmatt willigte ein, die Diskussionen fortzusetzen, um daraus eine, wie die Angelsachsen sagen, Biografie «as told by the author» zu entwickeln. Leider kam der Tod des Schriftstellers dazwischen. Rüedi aber setzte seine Studien fort und brachte zwei anerkannte Standardwerke zum Thema heraus. Zunächst veröffentlichte und kommentierte er den Briefwechsel zwischen Max Frisch und Dürrenmatt. Einige Jahre später erschien sein gewaltiges Werk «Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen». Rüedis Monumentalwerk war weniger eine Biografie als vielmehr eine Ergründung des Schriftstellers anhand seiner frühen Jahre, in denen der Keim für alles Kommende angelegt war. Für diese Ausgabe, im Hinblick auf Dürrenmatts 100. Geburtstag im nächsten Januar, beschreibt Peter Rüedi, was Dürrenmatts einzigartigen Blick auf die Welt ausmachte und warum er uns heute noch fasziniert. **Seite 14**

Gottfried Locher, bis diesen Frühling Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz



Ahnung vom Ganzen:
Dürrenmatt-Kenner Peter Rüedi.

(EKS), spricht im Interview mit Christoph Mörgele Klartext. Der Berner Theologe kann mit einer politisierenden Kirche wenig anfangen und sieht die Gefahr einer Spaltung, wenn sie sich in Abstimmungskämpfstürzt – wie zurzeit im Fall der Konzernverantwortungsinitiative. Die ständigen Politparolen der Kirchenoberen empfindet er als «unnötig und langfristig schädlich». Angesichts der Tatsache, dass die Kirche dieselben Firmen attackiert, von denen sie gerne Steuergeld einzieht, bewundert Locher die Langmut vieler Unternehmer. **Seite 28**

Es ist eine hochinteressante Abstimmung, die den Baslern ins Haus steht. Sie müssen ent-

scheiden, ob Affen elementare Grundrechte erhalten sollen. Die Forderung ist nicht so weit hergeholt, wie sie tönen mag. Derzeit arbeiten Tierrechtsaktivisten weltweit darauf hin, die sakrosankte juristische Grenzlinie zwischen Mensch und Tier zu durchbrechen und Tiere als rechtsfähige Wesen anzusehen. Bereits gibt es vereinzelt Erfolge – allerdings auch viele offene Fragen. **Seite 34**

Zwei Tage verbrachte Anton Beck mit dem Künstlerehepaar Wolfgang und Helene Beltracchi. Bei einer Vernissage in Zürich wurde das neue Gemälde, das während des Shutdowns entstanden war, enthüllt, und im Atelier am Vierwaldstättersee werden bereits neue Pläne geschmiedet. Da Vincis «Salvator Mundi» will Beltracchi neu malen – so wie es eigentlich hätte aussehen sollen. **Seite 72**

Lonza steht wegen seiner Corona-Impfstoff-Kooperation mit der amerikanischen Moderna im Rampenlicht. Das Unternehmen, das die ganze Entwicklung von Visp prägte, befindet sich in einem atemberaubenden Wandel. Aus der früheren Chemiefirma ist ein Biopharma-Unternehmen geworden, das Spitzenleute aus aller Welt anzieht. Und im Wallis ist Lonza ein Magnet für Jugendliche, die in zukunftssträchtige Berufe streben. Mittlerweile ist das Tal der zweitwichtigste Pharma- und Chemiestandort der Schweiz nach Basel. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Business
Solutions



DIE NEUE E-KLASSE. MADE TO WIN THE DAY.

Mit der neuen E-Klasse meistern Sie die täglichen Herausforderungen mit Leichtigkeit. Entdecken Sie die intelligenten Fahrerassistenzsysteme, das intuitive MBUX und den optionalen Allradantrieb 4MATIC auf einer Probefahrt und informieren Sie sich über die attraktiven Flottenkonditionen. Jetzt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner. www.mercedes-benz.ch/e-klasse

Jetzt Probe fahren





Bis übermorgen: Dürrenmatt. Seite 14



Privateigentum? Regula Rytz. Seite 8



Widerstand: Thailands König. Seite 20

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
Erosion des Rechtsstaats
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Zerstörung des Eigentums
- 9 Im Auge
Aljaksandr Ryhorawitsch Lukaschenka
- 10 Tagebuch
Christian Jungen
- 11 Bern Bundeshaus
Glöckner von Bern
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Friedrich Dürrenmatt
Der letzte Expressionist
- 16 Personenkontrolle
- 18 Deutschland
Saskia Eskens Aufstieg zum Ärgernis
- 19 Peter Bodenmann
Selbstversorgung dank Schweizer Strom
- 20 Thailands Caligula
König wie im alten Rom
- 21 Mörgeli
Transparenz von Fall zu Fall
- 22 Aargau
Vom Industriekanton zum Armenhaus
- 23 Brief aus Auckland
- 24 Sicherheit geht vor
Corona-Impfstoff
- 26 Mark van Huisseling
Wie geht es eigentlich dem Kunstmarkt?
- 27 Katharina Fontana
Die Mär vom «Steuergeschenk»
- 28 Gottfried Locher
«Ich bewundere den Langmut vieler Unternehmer»
- 31 Herodot
- 32 Vico Torriani
Weltstar aus den Bergen

- 33 In Europas wildem Osten
Was die Visegrad-Staaten besser machen
- 34 Wenn Tiere zu Personen werden
Revolution im Rechtswesen
- 35 Rechtsextreme raus
Uni suspendiert einen Schweizer
- 36 Gebt den Ausländern mehr Mitsprache!
Reiner Eichenbergers Plädoyer
- 37 Kurt W. Zimmermann
Journalismus wie in goldenen Zeiten
- 38 Dompteurin ihrer Familie
Géraldine Knies Kulturwandel
- 39 Italien Meloni schlägt Salvini
- 40 Alles auf Anfang
Erik Ebnetter über die Grünliberalen
- 40 Inside Washington
Debattenfieber
- 41 Thilo Sarrazin
Gute und schlechte Migration
- 42 Lonza Ankunft der Laptop-Nomaden
- 44 «Herzig» ruiniert das Hirn
Neue Trends im Kinderzimmer
- 45 Henryk M. Broder
Visionen der Präsidentin
- 46 Albert II.
Unterschätzter Prinz, erfolgreicher Fürst
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe
Ruth Bader Ginsburg, Robert W. Gore
- 50 Beat Gygi UBS: Was will Weber?

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche «Die Windsbraut»
von Oskar Kokoschka
- 52 Eichgewichte vertauscht
Robert Seethaler: «Der letzte Satz»
Zora del Buono: «Die Marschallin»
- 53 Literaturpreis Nutzniesser

- 54 Biografische Schnapshots
Thomas Hürlimann:
«Abendspaziergang mit dem Kater»
- 55 «Stimme Gottes» Bob Woodward: «Rage»
- 56 Schweizer «Simplicissimus»
Charles Lewinsky: «Der Halbbart»
- 57 Der Wolf in dir
Edna St. Vincent Millay: «Selected Poems»
- 57 Die Bibel Im Abseits
- 58 Kunst Die Leben der Lee Miller
- 60 Film «La daronne» mit Isabelle Huppert
- 61 Pop Tatyana: «Shadow on the Wall»
- 61 Alben für die Ewigkeit
Bruce Springsteen: «Born to Run»
- 62 Games Tony Hawk's Pro Skater 1+2:
«Vicarious»
- 63 Jazz Ambrose Akinmusire:
«On the Tender Spot»

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M
- 71 Mittagessen mit ...
Managerin Martina Bühler
- 72 Wolfgang Beltracchi
Inmitten der Strömung
- 74 Tamara Wernli
Panik-Marathon



Hurra, pensioniert?

Wir alle haben es doch verdient, dass wir uns auf und über die Pensionierung freuen können. Und das sollte auch machbar sein, wenn man sich frühzeitig hin und wieder in Erinnerung ruft: Vor der Pensionierung ist nach der Pensionierung.

Sie aber werden das hier wohl kaum lesen, die Pensionierungs-Ignoranten, denn sie nehmen dieses Wort erst in ihren aktiven Wortschatz auf, kurz bevor sie pensioniert werden. Das ist nicht unbedingt die zielführendste Strategie.

Andere wiederum lesen alles zu diesem Thema und beschäftigen sich mit der Pensionierung, kaum sind sie aktiv ins Berufsleben eingetreten. Das kann man so machen und ist sicher nicht die schlechteste Strategie. Man muss es aber nicht so machen. Und die Mehrheit macht es auch nicht so.

Gibt es einen idealen Zeitpunkt, um mit der Vorsorge-Planung zu beginnen?

Gemäss Statistik steigt die Lebenserwartung der heutigen Jugend bis auf 105 Jahre, da ist es durchaus

vernünftig, sich frühzeitig die Planung der Altersvorsorge durch den Kopf gehen zu lassen. Und warum nicht jetzt gleich damit anfangen, jünger als heute können Sie damit nicht mehr beginnen?

Nur, wer macht das schon gerne, sich am Feierabend gemütlich hinsetzen, um sich eingehend mit der Altersvorsorge zu beschäftigen? Wie viel muss man zur Seite gelegt haben, um in Frühpension gehen zu können? Soll man sich Rente auszahlen lassen oder gleich das ganze Geld auf einmal beziehen? Säule 3a oder Säule 3b? Alles Fragen, die man sich rechtzeitig stellen muss. Man müsste, macht es aber meistens nicht. Viele schieben das Thema Jahr für Jahr vor sich her, denn es ist ja noch genug Zeit bis zur Pensionierung.

Heute fühlen sich 50-jährige wie 35, logisch denken sie, dass sie noch lange Zeit haben bis zur Pensionierung. Männer fühlen sich durchschnittlich 13 Jahre jünger, Frauen 11 Jahre. Da kann man sich schon einmal verschätzen mit dem Beginn der Pensionierungs-Planung.

Die meisten fühlen sich einfach jünger, man sieht auch jünger aus, aber schaut man nicht in den Spiegel, sondern in den Pass, hat sich am Jahrgang nichts geändert. Und somit auch nichts am Termin der Pensionierung.

Die Zeit vergeht für alle gleich schnell, nämlich immer schneller und schneller. Und damit das Thema Pensionierung nicht wieder vergessen geht, rufen Sie am besten jetzt gleich unseren Kundenberater oder unsere Kundenberaterin an und vereinbaren einen ersten Beratungstermin mit uns.

Wir freuen uns auf Ihren Anruf.

Und Sie werden sich über diesen Anruf auch freuen, sobald Sie in Pension gehen und finanziell gut darauf vorbereitet sind. Kontaktieren Sie uns unter 044 292 21 00 oder wenden Sie sich an Ihre persönliche Kundenbetreuerin respektive Ihren persönlichen Kundenbetreuer.

Zerstörung des Eigentums

Das Corona-Gesetz mit hoheitlich befohlenem Rabatt auf Geschäftsmieten bedeutet eine Enteignung von Hauseigentümern. Staatliche Willkür breitet sich aus.

Beat Gygi

Einige Tage ist es her, dass der Bundesrat die Botschaft zum Gesetz für Corona-Geschäftsmieten publiziert hat. Die gute Nachricht für die Bürger ist, dass die Vorlage im Parlament im Oktober noch einmal öffentlich durchdiskutiert werden muss und die Befürworter jetzt nicht einfach so billig mit dem wegkommen, was sie in der Sondersession im Juni in den Entwurf gedrückt haben. Die schlechte Nachricht ist der Inhalt des Gesetzesvorschlags. Er ist ein Schlag gegen Eigentumsgarantie und Wirtschaftsfreiheit, der folgenreicher ist.

Das Gesetz soll rückwirkend eingreifen und anordnen, dass die Mieter und Pächter von Shutdown-betroffenen Geschäften für die blockierten drei Monate ab Mitte März lediglich 40 Prozent der geschuldeten Miete zahlen müssen, also einen Mietnachlass von 60 Prozent erhalten – dies auf Kosten der Vermieter. Sicher, in der hochregulierten Immobilienbranche der dichtbesiedelten Schweiz ist man sich schon einiges an Einschränkung der Eigentumsrechte gewohnt. Raumplanung, Zonenordnungen, Nutzungsverbote, Bewilligungsverfahren, Mietverordnungen, Preiskontrollen – oft ist es fast einfacher, das Erlaubte aufzuzählen als die Restriktionen. Mit der neuen Energiepolitik hat sich das Gefühl noch verschärft, man sei mit seinem Eigentum zunehmend staatlicher Willkür ausgeliefert. Plötzlich werden bestimmte Heizungen verboten und grosse Sanierungssummen fällig.

Wo liegt das Problem?

Aber mit dem Corona-Mietenpaket will man den Immobilieneigentümern auf eine neue Art und Weise direkt Geld wegnehmen und es anderen zuhalten. Es ist eine Umverteilung der brutalen Art. Der Bundesrat selber ist dagegen und rät, die im Auftrag des Parlaments erstellte Gesetzesvorlage abzulehnen. Ein Eingriff in die privatrechtlichen Beziehungen zwischen Mietern und Vermietern müsse vermieden werden, für diese Linie hat sich die Regierung am 8. April in der Shutdown-Phase entschieden.

Anders das Parlament, das im Juni in der Sondersession in regelrechtem Übermut viele zusätzliche Staatshilfen und Umverteilungsbegehren in die Politik einbrachte, darunter eben den Vorstoss zur Teilenteignung der Hauseigentümer. Man verbietet ihnen, ihre Miete einzukassieren.

Aber Moment, wenn das Parlament etwas will – wo liegt denn das Problem? Es ist doch der Chef der Regierung, der Souverän, der sagen kann, wo



Rechtsstaatlichkeit ist kein Massstab mehr.

es durchgehen soll. Ein kurzer Ausschnitt aus der Parlamentsdebatte im Juni zeigt, wo das Problem liegt: Die grüne Nationalrätin Regula Rytz trug damals im Parlament den Kommissionsantrag mit dem Corona-Mieterlass vor. Kollege Kurt Fluri von der FDP meldete sich: «Können Sie mir die Verfassungsbestimmung nennen, auf die sich der vorgesehene Eingriff in das Mietvertragsrecht abstützen könnte?»

Dahinter stand die Frage, wie eine derartige Verletzung der Eigentumsgarantie denn zu rechtfertigen sei. Rytz wich aus, es gehe um die Bewältigung einer Krise, sagte sie und verwies darauf, dass die bundesrätlichen Massnahmen vorher in der Corona-Phase mindestens sieben Grundrechte in der Schweiz massiv eingeschränkt hätten, etwa die Versammlungsfreiheit, die politischen Rechte und auch die Wirtschaftsfreiheit. Der Schluss daraus: Bei so vielen Rechtsverletzungen kann man füglich

auch die Eigentumsrechte der Vermieter missachten. Rechtsstaatlichkeit ist kein Massstab mehr. Die Parlamentsmehrheit stimmte zu.

Privateigentum, Marktwirtschaft und Freiheit gehören eng zusammen. Wer Eigentum hat, schaut im eigenen Interesse dazu, sucht dessen Wert so hoch wie möglich zu halten und aus seiner Sicht die besten Entscheide dafür zu treffen. Eigentümer handeln eher in Eigenverantwortung und lassen sich weniger leicht für kollektive Entscheide in der Politik einspannen als Leute ohne solche Bindung. Dass in der Schweiz mit der Reduktion der Landwirtschaft viele selbständige Bauern verschwunden sind, hat den Widerstand gegen kollektive Lösungen langfristig verringert.

Gewaltiger Vertrauensverlust

Viele Politiker sind aber auf Umverteilung von Geld und Vorteilen erpicht, das heisst: den einen wegnehmen, den andern geben. Wegnehmen geht besser, wenn die Eigentumsrechte geschwächt werden. Die Altersvorsorge mit der staatlich befohlenen und überwachten zweiten Säule bei den Pensionskassen ist so angelegt, dass die heutigen Rentner wegen der gestiegenen Lebenserwartung viel mehr ausbezahlt erhalten, als sie einbezahlt haben. Das notwendige Geld wird aus dem Vorrat in der zweiten Säule genommen, der eigentlich den Jüngeren gehört. Die Jungen können wenig dagegen tun, dass ihr Eigentum schwindet, die Pensionskassenwahl ist nicht frei, ihre Rechte sind schwach. Das linke Lager sucht die zweite Säule gar mit der staatlichen AHV zu verbinden und so das Vermögen ins Kollektiv zu ziehen. Wenn die Jungen entdecken, dass ihr Eigentum vernichtet wird, wird dies einen gewaltigen Vertrauensverlust auslösen, dessen Folgen nicht absehbar sind.

Die Zerstörung des Eigentums geht weiter in den Unternehmen, in denen Aktienrecht und internationale Regulierungen die Verantwortung verwässern. Wenn zunehmend hoheitlich reguliert wird, in welche Firmen noch investiert werden darf, kann eigentlich der Staat direkt die Führung übernehmen.

Alles Pomade

Der Diktator mit dieser lebenslänglichen Frisur, dem schnurgeraden Scheitel über dem Ohr und den über den Schädel geklebten, mittlerweile ergrauten Fäden, verrät seinen pomadigen Starrsinn im Kaschieren der Wirklichkeit. Aljaksandr Ryhorawitsch Lukaschenka (russisch: Lukaschenko), 66, seit 1994 Alleinherrscher in Belarus, war ein geplagtes Schmuttelkind, wurde Lehrer, Agraringenieur, Kolchosedirektor. Gegen Corona (hat er angeblich ohne Symptome überstanden) empfiehlt er «Wodka, Feldarbeit und Sauna».

Sein Privatleben hält er bedeckt. Gelegentlich zeigt er sich mit Maschinenpistole und seinem gleichfalls bewaffneten Lieblingssohn Mikalaj. Der Coiffeur bleibt anonym, so wie der Architekt der Luftzug-resistenten trumpschen Strähnenbrücke bescheiden im Hintergrund wirkt. Und überhaupt über die Frisuren mächtiger und berühmter Männer oft der Mantel des Unerklärlichen gebreitet wird.



A. R. Lukaschenka, Frisurmodell.

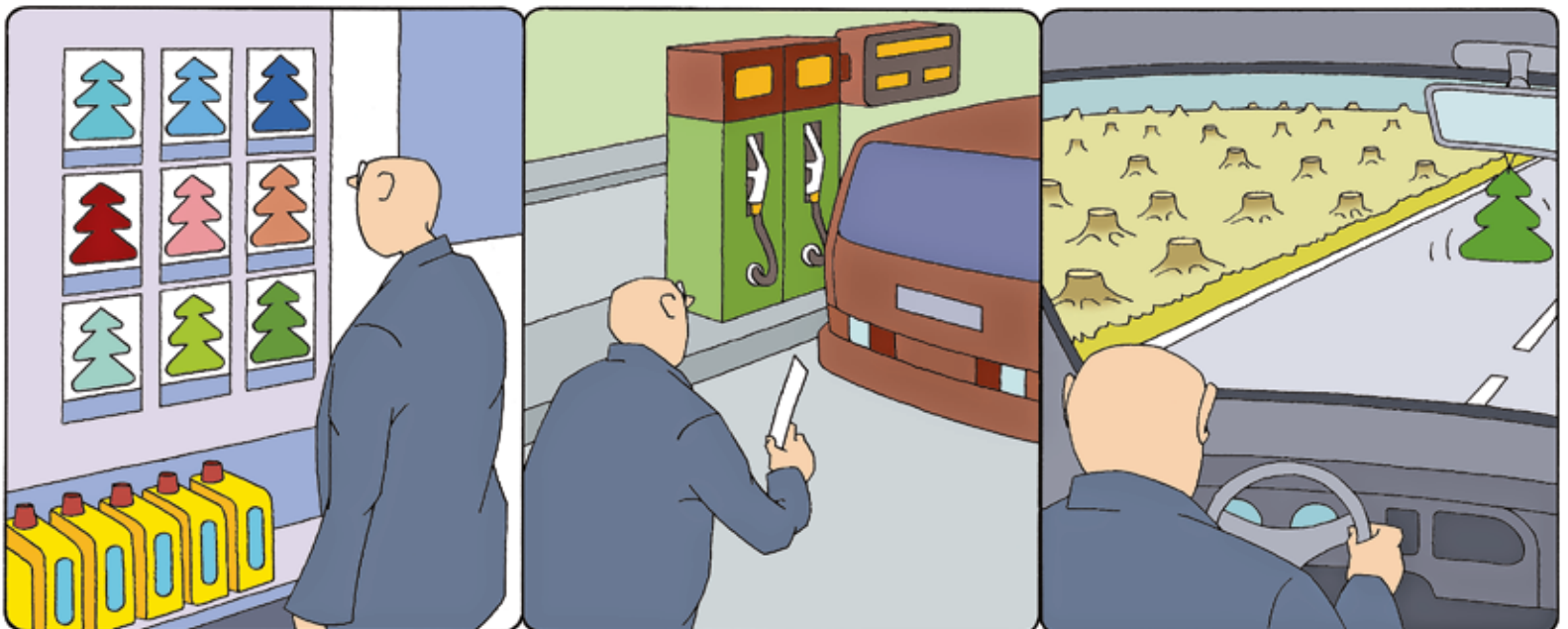
Die ewige Frisurenkritik an Frauen in der Politik hörte ja fast schlagartig auf, als die deutsche Kanzlerin Angela Merkel windzerzaust in der Werbung einer Cabrio-Vermietung ihr selbstironisches Profil zeigte. Dass dann plötzlich velofahrend ein Brite namens Boris

Johnson auftauchte wie eine Merkel-Kopie, war sinnbildlich für die Gender-Trendwende. Ebenso, dass sich der italienische Cavaliere Silvio B. in einer Geheimoperation in einer Tessiner Klinik eine Haarplatte transplantieren liess.

Volles Manneshaar, seit Samson im Alten Testament ein Garant für Unwiderstehlichkeit. König Louis XIV beschäftigte für das Problem 48 Perückenmacher, heute besetzen Fussballstars die kreative Avantgarde. Neymar Júnior von Paris Saint-Germain lässt häufig seinen Leibfigaro Wagner Tenorio aus Rio einfliegen.

Als Lukaschenko jetzt wieder als Bittsteller bei Wladimir Putin erschien, beide kennen sich seit zwanzig Jahren, traf er im Kreml auf einen kleineren Mann mit etwas dünnem Kurzhaar-Cut, der aber erhöhte Absätze trug und die Athletenbrust vorwölbte wie ein Hell's Angel, und das Kräfteverhältnis war beiden schon klar.

BARTAK



TAGEBUCH

Christian Jungen



Es ist der 10. September, 9.30 Uhr. Wir verkünden das Programm des 16. Zurich Film Festival (ZFF) im Hotel «Baur au Lac». Viele Jahre sass ich als Journalist im Saal, nun bin ich als Direktor zum ersten Mal auf dem Podium. Wir zeigen 165 Filme, darunter 23 Weltpremierer – mehr als doppelt so viele wie im letzten Jahr. «Damit sind wir das erste Filmfestival der Welt, das in vollem Umfang und rein physisch stattfindet», sage ich eingangs. Dieser Claim ist mir erst eine Stunde vorher in den Sinn gekommen, während ich für den Auftritt vor TV-Kameras gepudert wurde. Es funktioniert, viele Medien nehmen ihn auf.

Ich stelle zuerst die Wettbewerbsprogramme vor und vergesse ganz, die Stars zu erwähnen. Elke Mayer, die Geschäftsführerin unserer Event- und Vermarktungs-Agentur, macht mich darauf aufmerksam. Und so verkündige ich eher beiläufig, dass wir Johnny Depp, Til Schweiger und Juliette Binoche erwarten. Es gibt Schreiberlinge, die behaupten, Depps Karriere sei vorbei. Kann ich nicht bestätigen. Er ist einer der wenigen Weltstars, die niemanden kaltlassen. Und so fragen mich alle Radiostationen, wie das Szenario am grünen Teppich aussehen werde, wenn Johnny komme – wir können nur handverlesene Fans, die sich registriert haben, zulassen. Was mich amüsiert: Im zwinglianischen Zürich sind Stars immer noch eine leichte Provokation.

Als Überraschungsgast stösst Iris Berben zur Pressekonferenz, die grösste lebende deutsche Schauspielerin. Wir wollten sie am Festival mit einem Goldenen Auge auszeichnen und ihren neuen Film «Das Unwort», eine Komödie über Antisemitismus,

als Weltpremiere zeigen. Alles war eingetütet. Leider wurde Berbens Dreh mit Regisseur Ruben Östlund in Griechenland auf die Zeit des Festivals verschoben. Wäre Berben nach Zürich gekommen, hätte sie bei ihrer Rückkehr in Athen zehn Tage in Quarantäne gehen müssen. Wir mussten die Ehrung absagen.

Dann sagte mir Berben am Telefon, sie wäre bereit, extra vorab nach Zürich zu kommen, um den Preis entgegenzunehmen und uns zu unterstützen. Sie liebt das ZFF und findet es gut, dass es zu über 90 Prozent privat finanziert ist. Darum haben wir «Das Unwort» bereits am Vorabend der Medienkonferenz im Kino «Le Paris» gezeigt – exklusiv für die Donors des ZFF. Berben betonte in ihrer Rede, wie wichtig es sei, dass privates Geld in die Kultur fliesse, und kam mit ans *Donors Diner* ins «Dolder Grand». Sie gehört zu den raren Aktricien, die keine Berührungsängste gegenüber der Wirtschaft haben. Dafür bewundere ich sie genauso wie für ihren Kampf gegen Antisemitismus.

Nach der Pressekonferenz – laut der *Aargauer Zeitung* «die vielleicht bestbesuchte seit Ausbruch der Pandemie» – verdrücke ich ein Sandwich und werde nach Montreux gefahren, wo wir im Chalet von Claude Nobs unser Festival auf Französisch vorstellen. Warum Montreux? Wir bekamen einen Film mit dem Titel «Who You Gonna Call?» eingereicht über die Karriere des Musikers Ray Parker Jr, der den Titelsong zum Film «Ghostbusters» geschrieben hatte. Der brillante Film enthält viele Konzertszenen aus Montreux. Da dachte ich, die Leute vom Jazz Festival sollten doch zur Premiere kommen. Der Produzent des Films stellte den Kontakt zu Thierry Ansallem, dem Lebenspartner von Nobs, her, der heute

die Claude Nobs Foundation leitet. Wir dinierten zu dritt im «Royal Plaza Montreux & Spa», und bei einer Flasche Bordeaux von 1940 beschlossen wir, eine Partnerschaft einzugehen.

An der Pressekonferenz stösst als Überraschungsgast Shania Twain dazu, jene Sängerin, die mehr Alben verkauft hat als jede andere. Sie wird ebenfalls ans ZFF kommen und einen Auftritt an der Award Night im Opernhaus haben. Eine Journalistin von RTS meint nach dem Interview, das ZFF komme als das dynamischste Filmfestival rüber, weil wir nicht einfach dasässen und warteten, bis die Pandemie vorbei sei, sondern Neues ausprobierten.

Am Abend gibt es ein Nachtessen mit Shania Twain im Chalet von Claude Nobs, in dem engen Zimmer, wo schon die Rolling Stones, Freddie Mercury, David Bowie und Co. dinierten. Eigentlich trinke ich seit drei Monaten keinen Alkohol mehr, aber weil so edle Tropfen aufgefahren werden, mache ich eine Ausnahme. Nach dem veganen Hauptgang («vegan» ist jetzt schwer in Mode in der Filmbranche) ruft Ray Parker Jr an, der mit Shania befreundet ist. Er ist in Los Angeles und gerade unterwegs zum Zahnarzt. Via Facetime kann ich mit ihm sprechen. Er sagt, er freue sich sehr auf Zürich und wolle zwölf Tage in der Schweiz bleiben.

Kurz vor Mitternacht steige ich in unsere ZFF-Mercedes-Limousine, mit der mich ein Chauffeur heimfährt. Noch vor dem Greyerzerland schlafe ich ein. Als wir in Zürich eintreffen, ist es zwei Uhr.

Christian Jungen ist Direktor des Zurich Film Festival. Dieses findet vom 24. September bis 4. Oktober statt.

Glöckner von Bern

In der CVP bringen sich jüngere Politiker für das Nationalratspräsidium in Stellung. Die Besetzung ist für die Partei wichtiger, als es den Anschein hat.

CV-Präsident Gerhard Pfister hat grosse Pläne: Er will die Erosion der Wählerschaft stoppen, einerseits mit einem neuen Parteinamen (Die Mitte), andererseits durch eine Fusion mit der schrumpfenden BDP. Für dieses Projekt weilt er bei den Kantonalsektionen mit Verve. Während bei der Basis die Abkehr vom «C» im Zentrum der Diskussionen steht, geht es innerhalb der Bundeshausfraktion aber um die Frage, wie man in Zukunft die Parteipöstchen möglichst gewinnbringend besetzt.

Aktuell steht zur Debatte, wen die CVP für das frei werdende Nationalratspräsidium ins Rennen schicken wird. Turnusgemäss wird der Nationalrat in der Wintersession 2020 eine CVP-Nationalrätin oder einen CVP-Nationalrat zum zweiten Vizepräsidenten küren, der dann im Jahr 2023 die Grosse Kammer präsidieren wird. Bisher vergab die Partei solche Ämter an altgediente Parteileute, wie zum Beispiel an Dominique de Buman (2018), die ihre Karriere auf diese Weise in Glanz und Gloria ausklingen lassen durften. Diesmal könnte es aber anders laufen, auch weil das CVP-Regnum an der Spitze des Nationalrats in ein Wahljahr fällt.

Was macht die BDP?

«Was bringt es der Partei, wenn wir Politiker vor ihrem Rücktritt eine Ehrenrunde als Nationalratspräsidenten drehen lassen?», monierte eine CVP-Vertreterin. Gescheiter sei es doch, Leute in solche Positionen zu hieven, die eine gewisse elektorale Zugkraft mitbringen. Es gibt denn auch eine grosse Anzahl Bewerber, denen man Gelüste auf das Nationalratspräsidium nachsagt und die nicht am Karriereende angelangt sind, allen voran der Bündner Martin Candinas, seit 2011 Nationalrat. Von ihm heisst es, dass er Ende Legislatur gern in die Kleine Kammer wechseln würde, sofern der amtierende CVP-Ständerat aus Graubünden, Stefan Engler, zurücktritt. Das Nationalratspräsidium wäre ein ideales Sprungbrett dafür.

Auch der Zürcher Nationalrat Philipp Kutter gilt als Anwärter. Ins Spiel gebracht wird weiter der Genfer Vincent Maitre. Sein Vater, Jean-



Dezente Warnung: CVP-Präsident Pfister.

Philippe Maitre, präsierte den Nationalrat im Jahr 2005. Der Walliser Benjamin Roduit hat seine Ambitionen angemeldet. Bei den Frauen gilt Marianne Binder als mögliche Kandidatin, nachdem sie als Kantonalpräsidentin die CVP-Aargau zurück auf Erfolgskurs getrimmt hat.

Die CVP hat aber nicht bloss die Qual der Wahl. Es stellt sich auch die Frage, ob man im Zuge der Fusion mit der BDP dieses Amt einem Vertreter des Fusionspartners überlassen müsste. Zum Beispiel einem der beiden BDP-Nationalräte Martin Landolt oder Lorenz Hess? CVP-Fraktionschefin Andrea Gmür sagte dazu, wenn sie Interesse hätten, könnten sie sich selbstverständlich bewerben.

Parteichef Pfister ist zurückhaltender: «Da die Parteien ja noch nicht entschieden haben zu fusionieren, sondern solche Beschlüsse erst in den kommenden Wochen folgen, vermute

ich, dass die BDPler sich diese Gedanken nicht machen.» Die wortreiche Erklärung lässt sich auch als dezente Warnung an die BDP-Kollegen deuten: Werdet nicht übermütig!

Was aber macht diesen Posten für Politiker und Parteien interessant? Auf dem Papier ist das Nationalratspräsidium zwar eines der höchsten Ämter im Land, aber auch eines ohne eigentliche Macht. Der NR-Präsident leitet die Sitzungen der Grossen Kammer. Wichtiges Arbeitsinstrument ist die Glocke, mit der die Nationalrätinnen und Nationalräte zur Raison gebracht werden.

Zweck der Übung

Interessant ist der Job wegen der vielen öffentlichen Auftritte. Zuweilen präsentieren sich die Präsidenten von National- und Ständerat fast wie Staatsoberhäupter. Die Medienpräsenz ist in den letzten Jahren massiv gestiegen. Es gibt gefällige Homestories und Interviews mit harmlosen Fragen. Kurzum: Das Nationalratspräsidium verschafft einem Politiker Beachtung, die er sonst nicht bekäme.

Das beste Beispiel dafür ist die Aargauer Grüne Irène Kälin. Sie rutschte 2017 für ihren Parteikollegen Jonas Fricker in den Nationalrat nach. Als sie nach zwei Jahren bereits für die Wahl des zweiten Vizepräsidenten des Nationalrats vorgeschlagen wurde, war sie noch immer ein unbeschriebenes Blatt. 2022 wird sie höchste Schweizerin sein. Spätestens dann werden alle wissen, wer Kälin ist.

Das ist der Zweck der Übung. Auch SP und FDP lassen sich bei der Besetzung solcher Jobs von strategischen Überlegungen leiten. Es war kein Zufall, dass die Tessinerin Marina Carobbio Guscetti (SP) als Nationalratspräsidentin für den Ständerat kandidierte. Im Tessin heisst es, sie habe deswegen die überraschende Wahl in die Kleine Kammer geschafft, auf Kosten von CVP-Ständerat Filippo Lombardi. Das brachte die CVP-Spitze zur Einsicht, dass es von Vorteil sein könnte, wenn im Wahljahr 2023 kein abtretender Nationalrat, sondern ein Hoffnungsträger als Glöckner im Nationalratssaal amtet.



Bilder: © Mediaserver, Hamburg

VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg» Hamburg sehen und hören

Die weltoffene Hansestadt bietet alle Facetten einer modernen Metropole. Allein die Speicherstadt und die Hafencity sind eine Reise wert. Kultureller Höhepunkt ist die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der einmaligen Akustik. All dies ist auf der 3-tägigen Exkursion mit Augen und Ohren zu geniessen.

Erleben Sie eine der faszinierendsten Städte Deutschlands unter kundiger Leitung. Nach der ersten Orientierungsfahrt und dem Einchecken im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu» erwartet Sie ein Abendessen in maritimem Ambiente im Traditionslokal «Brodersen». Der zweite Tag startet mit einer Stadtrundfahrt. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn sowie Hafen mit Speicherstadt und Hafencity sind einige der Stationen. Im Restaurant «Schönes Leben» wird das Mittagessen serviert. Anschliessend besuchen Sie die Klangmanufaktur, wo die weltbekannten Steinway-Flügel restauriert werden.

Höhepunkt ist Hamburgs klingendes Wahrzeichen: die Elbphilharmonie. Im Grossen Saal geniessen Sie mit Mozarts Oper «Cosi fan tutte», gespielt vom Kammerorchester Basel unter der Leitung von Giovanni Antonini, einen akustischen Leckerbissen der besonderen Art. Ein bestens besetztes Gesangs-

ensemble steht dem charismatischen Dirigenten zur Seite.

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können Sie sich am dritten Tag anschliessen und dabei den Duft der weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant, besichtigen Sie die traditionelle Kaffeerösterei Burg. Wer diesen fakultativen Ausflug nicht mitmachen möchte, verfügt über freie Zeit und kann Hamburg ganz individuell erkunden. Das Abschiedsessen wird Ihnen im Restaurant «Kajüte» serviert.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Reisetermin:
28. 1. bis 31. 1. 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Abendessen Restaurant «Brodersen»
- Mittagessen Restaurant «Schönes Leben»
- Abschiedsessen Restaurant «Kajüte»
- Rundfahrt Hafencity und Speicherstadt
- Besuch Klangmanufaktur
- Konzertkarte Elbphilharmonie (Kategorie 2)
- Qualifizierte Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Hafen und Kaffee», inkl. Barkassen-Rundfahrt, Mittagessen, Eintritt und Kaffeeverkostung: Fr. 100.–

Preise (pro Person im Doppelzimmer):

| | |
|----------------------------|------------|
| Mit <i>Weltwoche</i> -Abo: | Fr. 1380.– |
| Für Nichtabonnenten: | Fr. 1680.– |
| Einzelzimmerzuschlag: | Fr. 270.– |

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT



EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen will das Coronavirus mit einem Impfstoff «besiegen». Britanniens Premier Boris Johnson sagte vor Konservativen kürzlich, es müsse das Ziel seiner Regierung sein, dieses Virus «endgültig zu besiegen». Auch in der Schweiz wollen prominente Mitglieder der Task-Force des Bundes den Covid-19-Erreger «besiegen».

An sich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die Gesundheitsämter einer neuen Krankheit vollständig den Garaus machen wollen. Kürzlich ist Polio auch in Afrika ausgerottet worden, ein Meilenstein des medizinischen Fortschritts. Auf der anderen Seite haben wir gelernt, mit vielen tödlichen Krankheiten umzugehen und zu leben. Die Grippe ist das prominenteste Beispiel.

Die Frage stellt sich, ob es überhaupt vernünftig ist, Covid-19 ausrotten zu wollen. Ursprünglich hatten die Behörden ganz andere Ziele. Sie wollten Zeit gewinnen, die Infektionskurven abflachen, überlastete Spitäler und Bilder wie in Italien vermeiden. Dadurch würde sich zwar die Immunisierung der Bevölkerung verlangsamen, doch dieses Risiko nahm man in Kauf. Nach der überstandenen ersten Gefahr sollte man zu einer gewissen Normalität zurückkehren.

Irgendwann haben die Gesundheitsämter ihre Strategie geändert. Sie sind daran, die Ausbreitung des Virus in allen Altersgruppen zu verhindern. Todesfälle und Hospitalisierungen rücken in den Hintergrund. Von Immunisierung ist keine Rede mehr. Die Tracing-Apps haben einen absurden Wettlauf gegen die Natur entfesselt. Die Behörden wollen schneller sein als das Virus. Man jagt jeder

einzelnen Infektion hinterher. Ob das sinnvoll, effizient und nachhaltig ist, bleibt ungeklärt.

Zum Glück ist Covid-19 weniger schlimm als ursprünglich angenommen. Nicht alle Menschen sind gleichermassen betroffen. Die meisten, die sich anstecken, entwickeln keine oder nur milde Symptome. Deshalb ist es fragwürdig, gegen diesen Erreger eine aufwendige Vernichtungsstrategie mit verheerenden Nebenwirkungen für die Wirtschaft fahren zu wollen. Auch die Hoffnung auf eine baldige Impfung ist mehr als ungewiss. Darauf sollten wir uns nicht

Dürrenmatt war ein Meister der fröhlichen Apokalypse, ein Genie des heiteren Weltuntergangs.

einstellen. Wir werden uns notgedrungen daran gewöhnen müssen, mit dem Virus zu leben. Corona besiegen zu wollen, ist der falsche Weg.

Friedrich Dürrenmatt ist mit Abstand der bedeutendste Schweizer Schriftsteller der letzten hundert Jahre, wenn nicht seit 1291. Seine Genialität sind seine Hintergründigkeit, der Humor, die bild- und wortgewaltige Sprache. Dürrenmatt schuf seine eigenen Mythen aus den Ur-Themen der Existenz.

Liebhaber von gutem Essen und besten Bordeauxweinen, war er imstande, die Wirklichkeit und die Menschen («Weltmetzger») in aller Schrecklichkeit, aber ohne Verachtung, zu beschreiben. Seine Stoffe sind düster, doch meistens lustig. Dürrenmatt war ein Meister der fröhlichen Apokalypse, ein Genie des heiteren Weltuntergangs. Aus den Abgründen, die er erkundete, dröhnte immer auch das gurgelnde Lachen des Schriftstellers hervor.

Dürrenmatt war auch der am heftigsten missverstandene Schriftsteller seiner Zeit. Das war angesichts seiner Zeitlosigkeit vielleicht unvermeidbar. Das schönste Beispiel ist dabei seine grosse Rede an den tschechischen Staatsmann Václav Havel 1990 am Gottlieb-Duttweiler-Institut in der Nähe von Zürich.

Hier entwarf Dürrenmatt sein vielzitiertes Gleichnis von der Schweiz als Gefängnis, in dem die Insassen gleichzeitig die Wärter seien. Die Rede wurde massiv fehlinterpretiert, von allen Seiten. Die Linke jubelte über einen angeblichen Gesinnungsgenossen, der die Schweiz mit seiner Wortgewalt endlich als Hort der Heuchelei entlarve. Die Rechte schäumte gegen den vermeintlichen Nestbeschmutzer vom Neuenburgersee.

Alle übersahen oder überhörten, dass Dürrenmatt eigentlich eine subtile Liebeserklärung an den langweiligen, friedlichen und in seiner Biederkeit oft etwas lächerlichen Kleinstaat geschrieben hatte. Am Schluss seiner Rede nämlich liess Dürrenmatt die Seele des sagenhaften Weltenswanderers Odysseus auftreten. Auf die Frage, in welcher Form sie auf die Erde wiederkehren wolle – es wurde mit dem Los entschieden –, antwortete Odysseus' Seele: «als Schweizer».

Diese Wendung ist typisch für die labyrinthische, geheimnisvolle Fantasie des Schriftstellers, die verschlungenen Perspektiven seiner Weltanschauung. Dürrenmatt war wohlthuend uneindeutig. Auch deshalb liest man sein Werk gerade heute, in Zeiten eines aggressiv werdenden Moralismus, mit besonderem Gewinn.

Dürrenmatt, der Unzeitgemässe

Bald jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag des grossen Schweizer Schriftstellers. Die Art, wie Friedrich Dürrenmatt die Welt sah, fasziniert bis heute. Warum ist das so?

Peter Rüedi

Gedenktage sind Wirbel im trägen Strom des Vergessens. Das berühmte Diktum des Horaz, das Gedicht, sein Gedicht, sei ein «monumentum aere perennius», ein Denkmal, dauerhafter als Erz, war eine trotzig selbstbewusste Behauptung wider bessere Einsicht. Dessen höhere Ironie darin besteht, dass es tatsächlich 2000 Jahre überlebt hat. Als ich Dürrenmatt in einem letzten Gespräch vor seinem Tod fragte, ob der Wunsch zu überleben ein Motiv von Literatur, von seiner Literatur sein könnte, brach der Autor der Auferstehungskomödie «Der Meteor» in schallendes Gelächter aus. Das Papier zerfällt. Die Spur verwischt. Das Gras steht wieder auf.

Am 5. Januar 2021 jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag von Friedrich Dürrenmatt. Die Aktivitäten seines Verlags (Diogenes, Zürich) und des von ihm zu Lebzeiten durch die Vergabe seines Nachlasses initiierten Schweizerischen Literaturarchivs zu seinen Ehren sind verdienstvolle Anstrengungen gegen den Reisswolf der Zeit. Bei Diogenes erscheint Ulrich Webers Biografie von Dürrenmatt, «die erste umfassende».

Es ist die zweite innerhalb eines Jahrzehnts, und sie kommt zur rechten Zeit. Die erste, 2011 gleichenorts erschienen, war ein Fragment, das ich zu verantworten hatte, nur ungenügend durch Dürrenmatts eigenen Hang zum Fragmentarischen legitimiert. Allerdings bemühte sie sich trotz ihres «ungesättigten» fragmentarischen Charakters um ein Bild des ganzen Dürrenmatt. Ihr Untertitel («Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen») meinte unfreiwillig auch den biografischen Versuch selbst.

Fels im literarischen Gedächtnis

Den zweiten Felsen wider die schwindende Halbwertszeit des literarischen Gedächtnisses plant Diogenes im kommenden Januar mit der textgenetischen Edition des «Stoffe-Projekts», in fünf Bänden (!) herausgegeben vom nämlichen Ulrich Weber und von Rudolf Probst, seinem Partner in der Betreuung des Dürrenmatt-Archivs in der Schweizerischen Nationalbibliothek.



Bürgerliche Bonhomie: Selbstbildnis des Schriftstellers und Malers.

Die «Stoffe» sind Dürrenmatts grossangelegter und grossartig gelungener Versuch, sich nach dem schmerzlichen Scheitern auf dem Theater in eine ganz eigene Art von Konzept-Prosa zu retten. Sie sind die merkwürdigste «über die Bande» geschriebene Autobiografie der neueren Literatur, ein über lange Zeit gewachsenes, scheinbar willkürliches, in Wahrheit höchst raffiniert komponiertes Gemisch von Erzähltem,

Skizziertem, essayistisch Reflektiertem, von verschollenen Fragmenten und Versuchen, diese weiterzuschreiben.

Ausgehend vom «Mitmacher-Komplex», einer Art Selbstverteidigung des späten, bei der Zürcher Uraufführung 1973 gnadenlos verrissenen Stücks «Der Mitmacher», zog sich Dürrenmatt – beim breiten Publikum noch immer der Autor seiner dramatischen Gross-

erfolge «Der Besuch der alten Dame» und «Die Physiker», auf dem Theater nach seinem krachenden Abschied aus der Co-Direktion von Werner Düggelins «Basler Theater» in Ungnade gefallen –, ausgehend vom «Mitmacher-Komplex» also zog sich Dürrenmatt wie Münchhausen am eigenen Zopf aus der tiefsten Krise in seine späte Prosa.

Dichterstürliche Aura

«Die Stoffe» (der erste Band erschien 1981 unter diesem schmucklosen Titel und wurde dementsprechend von der Kritik zunächst kaum beachtet; der zweite Band folgte kurz vor seinem Tod 1990) enthalten Texte von unterschiedlichstem spezifischem Gewicht: von einem witzig skizzierten zweiten Teil zu Frischs «Biedermann und die Brandstifter», einer fast kabarettistischen Satire über den «FC Helvetia 1291», tieferschürfenden Reflexionen über die Entstehung weit in der Kindheit gründender Urmotive, sozusagen einer Vivisektion der eigenen schriftstellerischen Fantasie an der Arbeit, bis zu einem der grossen Texte nicht nur der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts: «Das Hirn», einer Art literarischen Möbiusschleife, in der ein Hirn sich selber denkt und dann einen ganzen Kosmos, um am Ende an der fraglosesten Undenkbarkeit zu zerschellen, in der Erinnerung an einen Besuch von Auschwitz.

«Der Ort wurde weder von meinem fingierten Hirn ausgedacht oder geträumt [...], und auch ich habe ihn nicht erdacht oder geträumt. Er ist undenkbar, und was undenkbar ist, kann auch nicht möglich sein, weil es keinen Sinn hat. Es ist, als ob der Ort sich selber erdacht hätte. Er ist nur. Sinnlos wie die Wirklichkeit und unbegreiflich wie sie und ohne Grund.»

In den «Stoffen», den Spiegelungen der Fantasie in unterschiedlichsten Brechungen, wird zuletzt, in einer Art indirekten, fragmentarischen, also alles ermöglichenden offenen Form eine ganze Lebens- und Werkbilanz des Autors sichtbar. Die Wiederbesichtigung einer Lebenslandschaft, die noch keineswegs bei einer grösseren Öffentlichkeit angekommen ist. Deren Bild (und erst recht das der Nichtleser, denn wie sein Antipode Max Frisch ist Friedrich Dürrenmatt längst zu einer Figur des ausserliterarischen öffentlichen Interesses geworden) ist nach wie vor bestimmt durch die dichterstürliche Aura, die Dürrenmatt nach seinem Welterfolg mit «Der Besuch der alten Dame» (und in geringerem Mass mit seinen Kriminalromanen) zugewachsen war (nicht ohne eigenes Zutun) – die Ausstrahlung einer anscheinend hedonistisch in sich ruhenden, mit guten Zigarren und teuren Bordeauxweinen gepolsterten bürgerlichen Bonhomie, immer gut für ein zitierbares Bonmot und für einen Witz (auf fremde und auf eigene Kosten).

Immer auch bereit zu Kommentaren zur Tagesaktualität: zum Zustand der Schweiz,

zur schweizerischen Armee («ein Trachtenverein»), ernsthaften historisch-politischen Analysen (die Schweiz im Zweiten Weltkrieg) bis zu seiner späten Rede auf Václav Havel («Die Schweiz – ein Gefängnis») und schlichter gestrickten Provokationen (das Erscheinen zum Bankett anlässlich der Verleihung des Grossen Literaturpreises des Kantons Bern in Gesellschaft einiger Rocker). Kommentare zu Israel (die seinen Fall aus der Gunst der linken Feuilletons beschleunigten). Auch die unselige Verhaftung im Doppeldenkmal mit Max Frisch gehört zu dieser schiefen Wahrnehmung Dürrenmatts als eines provokanten, aber im Grunde gemüthlichen Hofnarren des helvetischen Bürgertums, im Gegensatz zum

Sein Leben können wir als eine bewegende Folge von Krisen und Auferstehungen lesen.

«Staatsfeind Nr. 1» Frisch, dem vermeintlich zeitgenössischer orientierten, politisch engagierten Autor.

All dies verhinderte, zumindest für die breite Öffentlichkeit, die Wahrnehmung eines komplexeren Dürrenmatt, des Denkers, der die Anregungen aus der Lektüre von Kant, Kierkegaard oder Spinoza in seiner (dichterischen wie malerischen) Bilderwelt weiterdachte. Dürrenmatts, des Unzeitgemässen, des «letzten Expressionisten», dessen vieldeutige Verhaftung im Mythos und in religiösen Unterströmungen. Er stellte eine solche Folge seiner Jugend im protestantischen Pfarrhaus ab den fünfziger Jahren vehement in Abrede, vergeblich für aufmerksame Leser seines Gesamtwerks: Die Spuren, oft in ironischer Verkehrung, sind unverkennbar, bis hin zu den kosmischen und apokalyptischen Dimensionen seines Welt-Bilds, in welchem dem Menschen eine doppelte Natur zukam: als denkendes Individuum, als «Gehirn» ein Wunder der Natur (den Begriff «Schöpfung» verkniiff sich der erklärte Agnostiker selbst im Alter nicht immer), als Gattung ein «Raubaffe», ohne dessen Untergang die Erde nicht zu retten ist.

Hintergründiges zur Schweiz

Noch das Missverständnis der Havel-Rede belegt das fehlende Verständnis für die Tiefenschichten dieses unzeitgemässen Dürrenmatt, dem, meine ich, die Zukunft gehört. Nicht nur blieb der Schluss der Rede in der folgenden breiten Diskussion fast ausnahmslos ausgeblendet, Dürrenmatts Bekenntnis zur Schweiz in Anspielung auf Platons «Politeia» und dessen Bild von der Heimkehr der Seele des umgetriebenen Odysseus («Ich bin sicher, Odysseus wählte das Los, ein Schweizer zu sein»).

Die Metapher von der Schweiz als Gefängnis, in dem zwischen Wärtern und Gefangenen

nicht zu unterscheiden ist, allenthalben als Anspielung auf die kaum ausgestandene sogenannte Fichenaffäre verstanden, reicht in Wahrheit zurück bis in Dürrenmatts früheste Prosa («Aus den Papieren eines Wärters») und in eine Lebenssituation, die ihn als Schriftsteller überhaupt erst geboren hat: die Lage der während des Weltkriegs ein- und ausgeschlossenen Schweiz und eines werdenden Autors, dessen Fantasie, an der Grenze auf sich zurückgeworfen, das Schreckliche erfinden musste, von dem er verschont blieb. Das wiederholte sich nicht nur in der Situation des Dramatikers im Anblick seiner Erfindungen auf der Bühne. Daraus wuchs Dürrenmatts gesamte Ästhetik der Distanz, zu der seine Art von metaphysischem Humor ebenso gehört wie sein Hang zum Grotesken, seine Neigung zu Abstraktion und seine Skepsis gegenüber Einfühlung.

Ahnung vom Ganzen

Zu diesem anderen, zum erfolgreichsten Schweizer Schriftsteller seiner Zeit in erstaunlichem Kontrast stehenden Dürrenmatt gehört das manchmal melancholische, kaum aber resignative Abfinden mit dem eigenen Scheitern, dem er regelmässig sein trotziges UND DENNOCH entgegengesetzte. Sein Leben können wir als eine bewegende Folge von Krisen und Auferstehungen lesen (mit dem Titel seines allerersten, nie gespielten Stücks: «Untergang und neues Leben»).

Dieses Leben lehrte ihn eine Ästhetik des Möglichen, ein dynamisches Kunstverständnis, dem der Antrieb wichtiger ist als das Resultat; die Ahnung vom Ganzen mehr als die Vollkommenheit des Einzelnen. Um diesen Zusammenhang geht es in den «Stoffen». Und diesen Zusammenhang meint er in einem seiner seltenen Gedichte. Es heisst «Das Mögliche ist ungeheuer», und es passte gut als Motto zu einem künftigen Dürrenmatt, in dessen kühn konstruierten Gleichnissen die Rechnungen nicht aufgehen. Nicht ganz, nicht immer. Der Rest ist Metaphysik.

Nicht «dauerhafter als Erz», dieser Dürrenmatt. Aber lebendig bis übermorgen: «Das Mögliche ist ungeheuer. Die Sucht nach Perfektion / Zerstört das meiste. Was bleibt sind Splitter / An denen sinnlos gefeilt wurde», und: «Alles lässt sich besser schreiben / Darum lass die schlechtere Fassung stehn» [...] «Löse deine Hand / Es kommt nie auf die Sätze an. Nur das / Werk allein zählt. / Die Narren kritisieren einen Satz / Wenige sehen das Ganze».

Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt: Briefwechsel. Herausgegeben von Peter Rüedi. Diogenes. 239 S., Fr. 31.90

Peter Rüedi: Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen. Diogenes. 960 S., Fr. 42.90

Ulrich Weber: Friedrich Dürrenmatt. Eine Biographie. Diogenes. 752 S., Fr. 41.90

Schneider-Ammann, Gössi, Keller-Sutter, Cassis, Seger, Schmid, Greminger, Funicello, Molina, Béglé, Marty, Rezo, Precht, Elisabeth II., Mottley



Schockwellen: Schneider-Ammann.



Jugend-Förderung? Funicello.



Sprachwandel: Rezo.

Johann Schneider-Ammann, Vetomacht, sendet Schockwellen durch die Chefetagen von Freisinn und Economiesuisse. In der *NZZ* zerzaust der ehemalige FDP-Bundesrat das Rahmenabkommen mit der EU. Die von der Regierung in Bern beabsichtigten Klarstellungen seien ungenügend. Auf dem Spiel stehe die Souveränität der Schweiz. Seine Intervention ist vor allem für Parteichefin **Petra Gössi** und die amtierenden FDP-Bundesräte **Karin Keller Sutter** und **Ignazio Cassis** unangenehm. Sie versuchen ihre Partei trotz Vorbehalten vieler Mitglieder auf den Rahmenvertrag einzuschwören. Mit dem Veto des eigenen Alt-Bundesrats ist dieser Drahtseilakt nochmals deutlich anspruchsvoller geworden. (*fsc*)

Paul Seger, Hyper-Diplomat, hat offenbar den Kompass verloren. Er ist zwar erst seit zwei Jahren Schweizer Botschafter in Deutschland, identifiziert sich aber bereits mit seinem Gastland, als habe er sein ganzes Leben dort verbracht. Jedenfalls muss man das annehmen, nachdem Seger der Kandidatur der deutschen EU-Diplomatin **Helga Schmid** für das Amt der Generalsekretärin der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) auf Twitter öffentlich applaudierte. In Bern schütteln viele über das fehlende politische Fingerspitzengefühl den Kopf, weil die deutsche Kandidatur auch auf Kosten des bisherigen Schweizer Amtsinhabers **Thomas Greminger** geht. Dieser scheiterte bei seiner Wiederwahl als OSZE-Generalsekretär am notwendigen Konsens der 57 Mitgliedstaaten. Lange war unklar, ob es Greminger beim nächsten Wahltermin im Herbst noch einmal versuchen würde. Nachdem nun Deutschland die Kandidatur von Schmid verkündet hatte, gab das EDA bekannt, dass die Schweiz und Greminger verzichten. Wahrlich kein Grund für Freudentänze. (*hmo*)

Tamara Funicello, Jugendförderin, ist für die Einführung des Stimmrechtsalters sechzehn. Die Demokratie in der Schweiz leide an Altersschwäche, meinte die SP-Nationalrätin in der Debatte. «Junge Menschen haben Lust, mitzumachen [...]. Das sollten wir fördern.» Persönlich nimmt es Funicello mit der Förderung weniger genau. Sie war Teil des Projekts «Verändere die Schweiz», bei dem junge Politikinteressierte ihr Anliegen bei Parlamentarierinnen und Parlamentariern einbringen konnten. Funicello liess den lange vereinbarten Sessionsanlass mit den ausgewählten «jungen Menschen, die Lust haben mitzumachen» platzen. (*kep*)

Fabian Molina, Fragender, hat den abgewählten CVP-Nationalrat **Claude Béglé** als neuen Vorstossgenerator abgelöst. Allein in diesem Jahr reichte der Zürcher SP-Politiker 45 Vorstösse ein, davon elf Fragen in der Herbstsession. Dabei zeigt Aussenpolitiker Molina, dass er sich mindestens für die ganze Welt verantwortlich fühlt. So musste der Bundesrat unter anderem Auskunft geben über den «Korruptionsskandal Drax in Simbabwe», die «Gefährdung rechtsstaatlicher Prinzipien in Guatemala», zum «Sicherheitsgesetz in Hongkong» und zur «Haltung der Schweiz im Nahostkonflikt». Es scheint, dass der Dreissigjährige das «Frögli-Alter» noch nicht überwunden hat. (*kep*)

Dick Marty, Phantom, geistert einmal pro Jahr durch das Parlament. Der frühere Tessiner Ständerat mit Walliser Wurzeln hat im Jahr 2009 eine Motion eingereicht mit dem etwas ketzerischen Titel «Die Uno untergräbt das Fundament unserer Rechtsordnung». Marty verlangte darin, der Bundesrat solle der Uno mitteilen, dass die Schweiz gewisse Sanktio-

nen aufgrund von Resolutionen im Namen der Terrorismusbekämpfung nicht mehr umsetzen wird – wenn die betroffene Person beispielsweise seit mehr als drei Jahren auf der «schwarzen Liste» figuriert und noch nicht vor Gericht gestellt wurde. National- und Ständerat haben Marty's Motion damals angenommen – gegen den Willen des Bundesrats –, aber offenbar wurde sie bisher noch nicht umgesetzt. Alle Jahre wieder rutscht deshalb Marty's Vorstoss zur Fristverlängerung ins Programm einer Session, wie jetzt auch wieder. Es sieht ganz danach aus, als gäbe es für gewisse Interventionen und Vorstösse kein Verfallsdatum. (*hmo*)

Rezo, Youtube-Wunder, sprach vergangene Woche mit dem Philosophen **Richard David Precht**, der zurzeit aus keinem Hauptprogramm mehr wegzudenken ist, über die Zukunft der Medienlandschaft und -nutzung. «N bisschen weird», «Ja Alder, das is ne krasse Frage», «Skill Set» – unabhängig vom Medienwandel beweist Rezo, dass zumindest ein Sprachwandel stattfand, auch wenn die Jugendlichkeit des 28-jährigen Videobloggers allzu oft erzwungen daherkommt. Seltsam mutet auch an, wie einig sich Precht und Rezo in vielem sind. Das gut dreiviertelstündige Gespräch diente eher gegenseitiger Bestätigung und hatte nicht viel mit einer Diskussion zu tun, was ebenfalls «n bisschen weird» wirkt. (*ab*)

Elisabeth II., Königin mit dauerhaftem Haltbarkeitsdatum, stürzt von einem ihrer Throne. Ende kommenden Jahres wird sich die Karibikinsel Barbados zur Republik erklären, teilte Premierministerin **Mia Mottley** mit. Dies sei die «ultimative Erklärung unseres Selbstvertrauens». Der Queen bleiben aber immer noch vierzehn Staaten – vom kleinen Saint Kitts and Nevis bis zum grossen Kanada. (*ky*)

**Man kann den Status quo akzeptieren.
Oder ihn jeden Tag herausfordern.**

Der neue Panamera. Drive defines us.



SAVE THE DATE
17.10.2020

— DIE SCHWEIZER PREMIERE IN IHREM PORSCHE ZENTRUM.

Jetzt anmelden unter www.porsche.ch/panamera



PORSCHE

Saskia Eskens Aufstieg zum Ärgernis

Sie startete als die Nummer zwei in der belächelten Führung einer serbelnden Partei. Heute ist Saskia Esken, Co-Chefin der SPD, die grösste Reizfigur im Berliner Politikbetrieb.

Wolfgang Koydl

Kann man mit dieser Frau Wahlen gewinnen? Politiker sollten doch ein wenig Charme und Wärme ausstrahlen. Aber Saskia Esken? Selbst Parteifreunde bescheinigen ihr das Charisma einer nordkoreanischen Nachrichtensprecherin, und ihre Website ist insofern bemerkenswert, als sich dort wohl die einzigen Fotos finden, auf denen sie lächelt. Ansonsten könnte man meinen, das Wort «verbiestert» sei für sie erfunden worden.

Nicht wenige Sozialdemokraten waren entsetzt, als die nahezu unbekannte 58-Jährige letztes Jahr in einer Urwahl zu einer von zwei SPD-Vorsitzenden erkoren wurde. Ihre politische Erfahrung hatte sich in einem sechsjährigen Hinterbänklerdasein im Bundestag und in einer Tätigkeit als stellvertretende Vorsitzende des Landeselternbeirates im heimischen Baden-Württemberg erschöpft.

Doch in weniger als einem Jahr mauserte sich die von ihren Feinden als «Schreckschraube» Diffamierte zum grössten realen Schrecken im Berliner Politikbetrieb. Mittlerweile treibt sie nicht nur ihre Partei und die Bürgerlichen, sondern auch die Bundespolitik vor sich her.

Jüngstes Beispiel: Angela Merkels Geste, mehr als 1500 Migranten aus Griechenland aufzunehmen, ging massgeblich auf die Forderung Eskens zurück, «eine hohe vierstellige Zahl» an Flüchtlingen einfliegen zu lassen. Hinzu kommt, dass sie angeblich «gut mit Merkel kann». Da hätten sich zwei Schwestern im Geiste gefunden, Machtpolitikerinnen alle beide.

Zweitschlechtestes Ergebnis

Welch grosse Stücke sie auf sich selbst hält, bewies sie mit ihrer Bewerbung um den SPD-Vorsitz. Früher musste man Ministerpräsident, Generalsekretär oder EU-Parlamentschef gewesen sein, um in der SPD zu reüssieren. Immerhin nannte ein Ex-Parteichef die Aufgabe «das schönste Amt neben dem Papst». Doch Esken wartete nicht, dass jemand sie rief. Die Hausfrau und Mutter dreier erwachsener Kinder bewarb sich einfach selbst.

Da es, dem Zeitgeist entsprechend, ein Pärchen werden sollte, brauchte sie einen Partner.



«Wer Sozialismus negativ verwendet, hat halt einfach keine Ahnung»: Esken.

Ihre Wahl fiel auf Norbert Walter-Borjans, einst Finanzminister von Nordrhein-Westfalen und Aufkäufer schweizerischer Steuer-CDs. Der fiel aus allen Wolken, als sie ihm per SMS ein Angebot machte. Erst nach Bedenkzeit schlug er ein.

Im Establishment der Partei löste ihr Wahlsieg Unbehagen aus, das sich im Ergebnis widerspiegelte, mit dem ein Parteitag das Votum der Mitglieder bestätigte: Esken erhielt 75,9 Prozent der Delegiertenstimmen – das zweitschlechteste Ergebnis in der ganzen SPD-Geschichte.

Inzwischen hat das Unbehagen die deutsche Öffentlichkeit ergriffen. Denn was der Parteichefin an Charisma fehlt, macht sie durch ruppigere Auftreten, ein an Selbstüberschätzung grenzendes Selbstbewusstsein und eine dezidiert linke Agenda wett. An den Papst gemahnt nur ihr Unfehlbarkeitsanspruch.

«Wer Sozialismus negativ verwendet, hat halt einfach keine Ahnung», twitterte sie unlängst ex cathedra, ganz nach Art einer roten Pöpstin – gefolgt von einem apodiktischen «So». Als ihr ein

über hohe Abgeordneten-Diäten befremdeter Twitter-Nutzer schrieb: «Ich arbeite im Einzelhandel und finanziere einen Teil Ihrer Diäten», holte Esken die ganz grosse Keule heraus: «Und ich zahle [auf meine Diäten] nicht nur Steuern. Ich kaufe davon auch jeden Tag ein. Wer finanziert jetzt wen?»

Was sie ausmacht

Doch wie gelang einer Frau, der offenkundig alles fehlt, was ein populärer Politiker braucht, so ein steiler Aufstieg in so kurzer Zeit? Es ist eine Kombination aus drei Faktoren. Zum einen schüchert Esken Freund und Feind ein. Widerspruch wird nicht geduldet. Zum anderen ist da schlicht das, was im Jiddischen als Chuzpe bezeichnet wird: atemraubende Frechheit. Sie redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und das sehen viele Wähler als authentisch. Drittens spielen ihr die Umstände in die Hände. Linke Themen kommen immer mehr an in einem Land, in dem sogar die Christdemokraten die letzten bürgerlichen Bastionen geräumt haben.

Und Esken wird nicht müde, ihre sozialistischen Referenzen zu betonen: Sie will eine Vermögenssteuer, ein Tempolimit, mehr Umverteilung, mehr Staatsschulden und ein Ende der Hartz-Sozialreformen. Die Polizei zieh sie des «latenten Rassismus», die Gewerkschaft IG Metall rüffelte sie, weil sie es gewagt hatte, für Arbeitnehmer in der Autoindustrie einzutreten. Bürgerrechtler beschimpfte sie als «Covidioten», und sich selbst beschrieb sie stolz – mit Altersangabe – als «58 und Antifa. Selbstverständlich.»

Esken weiss, dass ihre Partei bei der Bildung der nächsten Bundesregierung eine Nebenrolle spielen wird. Union und Grüne werden ausmachen, wer Kanzler wird. Darum kann sie auch mit der Kanzlerkandidatur von Olaf Scholz leben – jenem Mann, dem sie einst abgesprochen hatte, ein «standhafter Sozialdemokrat» zu sein. Er wird's sowieso nicht.

Deshalb ist es irrelevant, ob man mit einer Frau wie Esken Wahlen gewinnen kann. Für sie zählt nur, dass sie mit in der nächsten Regierung sitzt.

Selbstversorgung dank Schweizer Solarstrom

Wird Simonetta Sommaruga je die Differenz zwischen Winterstrom und Sommerstrom verstehen?



Niemand verteilt und produziert in Deutschland mehr Strom als die EnBW. Dieses Energieunternehmen gehört dem Bundesland Baden-Württemberg und seinen Gemeinden. Ein hochbeweglicher parastaatlicher Elefant, der seinen Rüssel auch in die Schweiz ausgestreckt hat. Als indirekte Eigentümerin der EnAlpin zog und zieht die EnBW im Wallis die Gemeinden des Bezirks Visp über den Tisch. Selber schuld.

Kurz hinter Berlin – im Lande Brandenburg – erstellt die EnBW das grösste und erst noch subventionsfreie Solarkraftwerk Deutschlands. Der grüne Elefant aus Stuttgart investiert für eine installierte Leistung von 182 MW nur 100 Millionen Euro. Das heisst: pro Kilowatt nur 583 Franken. Pro Quadratmeter kann mit Freiflächenanlagen, die man gleichzeitig auch landwirtschaftlich mitnutzen kann, 200 Kilowattstunden Strom geerntet werden. Dies entspricht einem 40-Liter-Fass Öl jedes Jahr.

Niemand kann Omeletten ohne Eier produzieren. Aber in der Schweiz reicht 1 Prozent der Oberfläche des Landes aus, um 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom zu produzieren. Diesen Winterstrom-Zubau benötigen wir, um nach dem Abschalten der Atomkraftwerke und nach dem Umstieg auf Elektroautos und Wärmepumpen unabhängig und frei vom bösen Ausland zu werden. Somit de-globalisiert.

Warum nur 1 Prozent? Bifaziale Solarzellen produzieren in den Alpen erstens doppelt so viel Strom wie die gleichen Solarzellen in Brandenburg. Und davon – zweitens – erst noch die Hälfte im Winter. Für die Produktion

von 1500 Kilowattstunden Strom pro Jahr müssen wir in den Alpen wegen der etwas schwierigeren Verhältnisse als in Brandenburg maximal 750 Franken investieren. Somit für pro Jahr produzierte Kilowattstunde 50 Rappen. Wie viel kostet die Kilowattstunde original Schweizer Strom? Die Antwort: durchschnittlich weniger als vier Rappen. 6 Rappen der Winterstrom und 2 Rappen der Sommerstrom.

Wie lange braucht es, bis die Bäuerinnen und Bauern begriffen haben, dass es keinen Sinn ergibt, oft morsche Stalldächer aufwendig mit Solarzellen vollzupflastern? Wie lange braucht es, bis die mit dem Dreisatz aufgewachsenen Schweizer Risikogruppen das Problem begreifen?

Man spart sich den Weg von Shenzhen über Rotterdam nach Basel.

Das Thuner Unternehmen Meyer Burger hat schwierige Jahre hinter sich. Die Thuner entwickelten Super-Produktionsmaschinen, die die Chinesen nachbauten. Das einschlägig führende Fraunhofer-Institut hat zwei Dinge festgestellt: Mit seinen neuen Schweizer Solarzellen hat Meyer Burger jetzt zwei bis drei Jahre Vorsprung auf die chinesische Konkurrenz. Und weitgehend automatisierte Solarfabriken können in Europa neu gleich günstig produzieren wie die chinesische Konkurrenz. Weil die Transportkosten, je billiger die Zellen werden, immer mehr ins Gewicht fallen. Man spart sich den Weg von Shenzhen über Rotterdam nach Basel.

Meyer Burger will sich deshalb neu vertikal aufstellen. Und in eigenen Fabriken beste original Schweizer Solarzellen produzieren und diese gleich auch installieren. Das Modell kann zum Fliegen kommen, wenn Staaten wie die Schweiz etwas nachhelfen. Machen ja alle sonst auch.

Das Wallis ist der wichtigste Wasserschlosskanton der Schweiz. Es könnte mit Solarenergie gleich viel Strom wie mit Wasserkraft produzieren. Leider wird das Bundesamt für Energie dank Doris Leuthard von einer Walliser Wasserkraft-Combo kontrolliert und dirigiert. Amtsdirektor ist der Unterwalliser Benoît Revaz. Stellvertretender Direktor der Oberwalliser Pascal Previdoli.

Die beiden wollen gar keinen schnellen ökologischen Umbau. Stattdessen sollen Grosswasserkraftwerke subventioniert werden. Und neue Staumauern erstellt werden. Beides bringt nicht viel, kostet aber zu viel.

Revaz und Previdoli haben sich längst mit den solaren Subventionsjägern um SP-Fraktionschef Roger Nordmann verbündet, der möglichst teure Solaranlagen auf die Dächer schrauben lassen will.

Moritz Leuenberger hat nie die Differenz zwischen Kilowatt und Kilowattstunden verstanden. Wird Simonetta Sommaruga je die Differenz zwischen Winterstrom und Sommerstrom verstehen? Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Thailands Caligula

Am Hof des thailändischen Monarchen geht es zu wie im alten Rom. König Vajiralongkorn bündelt seine Macht. Vor dem Palast sammelt sich der Widerstand, trotz drakonischer Strafen.

Francis Pike

Der römische Kaiser Caligula war bekannt für seine Extravaganz und Grausamkeit, für seine Ausschweifungen und sein an Wahnsinn grenzendes Temperament. Vor seiner Ermordung hatte er noch geplant, sein Lieblingssperd zum Konsul zu ernennen. Das dürfte eine Legende sein. König Maha Vajiralongkorn, der 2016 den thailändischen Thron bestieg, betrachtete Caligulas Drehbuch jedoch als Realität. Im Jahr 2009 beförderte der damalige Kronprinz seinen Lieblingssperd Foo Foo zum Luftwaffengeneral, der dieses Amt bis zu seinem Tod mit siebzehn Jahren im Jahr 2015 innehatte.

Öffentliche Bekanntheit hatte Foo Foo durch ein Video erlangt, in dem zu sehen war, wie er von Vajiralongkorns dritter Ehefrau, Prinzessin Srirasmi, die auf der rauschenden Geburtstagsparty des Sperdes in einem Tanga herumhüpfte, mit Kuchen gefüttert wurde. Bei einem Galadiner 2009 zu Ehren von Vajiralongkorn sprang Foo Foo, von Kopf bis Pfote mit einem Smoking ausgestattet, laut einem Bericht des US-Botschafters Ralph Boyce (von Wikileaks enthüllt) «auf den Tisch und begann, aus den Wassergläsern der Gäste zu trinken, auch aus meinem».

Eltern eingesperrt

Bei Paraden trägt der neue Monarch schnee-weiße Fantasieuniformen mit Goldtressen oder exquisite Königsgewänder, die ihm das Aussehen eines buddhistischen Tempels verleihen. In seiner Freizeit läuft er am liebsten in Turnschuhen, tiefsitzenden Hüftjeans und



Saga absolutistischer Macht: König Vajiralongkorn, Gattin Suthida.

bauchfreien Tops herum, die viel nackte Haut und Tattoos offenbaren.

Vajiralongkorn ist ein Schürzenjäger. Einst schickte die thailändische Aristokratie ihre Töchter nach Europa, um zu verhindern, dass sie ihm in die Hände fielen. Zum Glück für die Bangkok-Elite stand der Kronprinz nach der Scheidung von seiner ersten Frau, einer aristokratischen Verwandten seiner Mutter, eher auf billige Damen. Seine zweite Frau war eine ehrgeizige Schauspieler, wenn auch aus der Soft-

porno-cke. Die Ehe hielt nicht lange. Von Vajiralongkorn auf Plakaten überall im Palast des Ehebruchs bezichtigt, floh sie mit ihren Söhnen, denen sämtliche Titel entzogen wurden, nach London und später in die USA. Eine Tochter wurde gekidnappt und nach Bangkok zurückgeschafft. Die thailändische Öffentlichkeit war schockiert.

2001 heiratete er die bereits erwähnte Srirasmi, was allerdings erst 2005 bekanntgegeben wurde, als der Kronprinz, nunmehr in seinen Fünzigern, erklärte, es sei an der Zeit, ein geordnetes Leben zu führen. Doch 2014 entzog er seiner Frau alle königlichen Titel und liess ihre Eltern wegen Majestätsbeleidigung einsperren.

Fünf Jahre später, am 1. Mai vergangenen Jahres, und nur drei Tage vor seiner offiziellen Krönung, heiratete Vajiralongkorn zum vierten Mal. Die Erwählte war Suthida Tidjai, eine ehemalige Flugbegleiterin von Thai Airways, der er den Titel «Königin von Thailand» verlieh. Die Thailänder waren sprachlos, als er nur zwei Monate später seiner Mätresse, Generalmajorin Sineenat Wongvajirapakdi, den Titel «Königliche Gemahlin» verlieh.

Drei Monate später wurde ihr der Titel wieder entzogen, und sie verschwand von der Bildfläche – vermutlich hinter Gitter.

Vierzig Flugzeuge und Hubschrauber

Die Verschwendungssucht des Königs ist ebenso eindrucksvoll wie sein Privatleben. Die nach dem Zweiten Weltkrieg verarmte Monarchie soll bis 2019 ein Vermögen von 40 bis 60 Milliarden US-Dollar angehäuft haben. Vajiralongkorn quartiert sich mit Harem und

Dienschaft für Monate im Münchner «Kempinski» ein. Ausserdem besitzt er ein Anwesen am Starnberger See. Seine Privatflotte besteht aus mehr als vierzig Flugzeugen und Hubschraubern.

Warum spielen König Vajiralongkorns private Vorlieben eine solche Rolle? Europäische Königshäuser haben sexuelle und finanzielle Skandale regelmässig überstanden. Juan Carlos I. musste als König abdanken und ins Exil gehen, doch die spanische Monarchie lebt fort. Das gilt auch für die belgische Monarchie, nachdem König Albert II. die Vaterschaft eines unehelichen Kindes anerkennen musste. Und Prinz Andrew, neben Vajiralongkorn ein Unschuldengel, wird mit seiner Verwicklung in

«Politik in Thailand heisst, dass die Elite den Kuchen unter sich aufteilt.»

den Epstein-Skandal kaum das Ende der britischen Königsfamilie herbeiführen. Der wesentliche Unterschied ist der, dass dies alles, im Gegensatz zu Thailand, konstitutionelle Monarchien sind.

In Thailand ist die Monarchie ein wesentliches Element der Machtstrukturen des Landes – ein Vermächtnis von Vajiralongkorns Vater, König Bhumibol Adulyadej (der Grosse). Über Bhumibols Thronbesteigung lag ein Schatten; denn er soll, wie es heisst, seinen Bruder und Vorgänger, König Ananda Mahidol, aus Versehen erschossen haben. Doch dank seines mässigenden Einflusses und seiner Wohltätigkeit konnte Bhumibol die Bevölkerung für sich gewinnen. Seine Sternstunde schlug 1981, als er einen Staatsstreich verhinderte. Es folgte die Ära der sogenannten Netzwerk-Monarchie, eines Bündnisses der Monarchie mit der Elite von Armee, Geschäftswelt und Banken. Ein ehemaliger amerikanischer Vizepräsident der thailändischen Bank of Asia schrieb: «Politik in Thailand heisst, dass die Elite den Kuchen unter sich aufteilt.»

Populistische Reformen

2001 kam Thaksin Shinawatra, Mobilfunkmilliardär und später Eigentümer des englischen Fussballklubs Manchester City, mit seiner Thai-Rak-Thai-Partei und dem Versprechen populistischer Reformen an die Macht. Zum Leidwesen der «Netzwerk-Monarchie» errang Thaksin 2005 erneut einen deutlichen Wahlsieg.

Bhumibol, der Thaksin verabscheute, unterstützte stillschweigend den Staatsstreich und die Entmachtung Thaksins, der ins Exil gehen musste. Bis zu Bhumibols Tod 2016 ging die «Netzwerk-Monarchie» durch Eingreifen von Militär oder Justiz gegen Pro-Thaksin-Parteien und ihre Repräsentanten vor. Nach Bhumibols

Tod lag die entscheidende Macht in den Händen seines Playboy-Sohns.

Würde König Vajiralongkorn sich von seinem Lebenswandel lossagen? Es sprach nicht vieles dafür. Als vor einigen Wochen Sineenat urplötzlich wieder auftauchte, verbreitete die *Royal Gazette* nur die fantastische Erklärung, dass ihr der königliche Titel, die militärischen Ränge und die Orden nie entzogen worden seien.

Wichtiger noch als diese Saga absolutistischer Macht ist, dass der König beim Verfassungsentwurf der Junta 2017 intervenierte, um sich neue Exekutivgewalt zu sichern. Zwei Eliteregimenter wurden ebenfalls seinem direkten Befehl unterstellt. Wie ein thailändischer politischer Flüchtling anmerkte, regiert der König «nunmehr das Land, auch wenn seine Macht nicht, wie bei seinem Vater, auf moralischer Autorität beruht. Er setzt auf Angst, um seine Position zu konsolidieren und die Kontrolle auszuüben.»

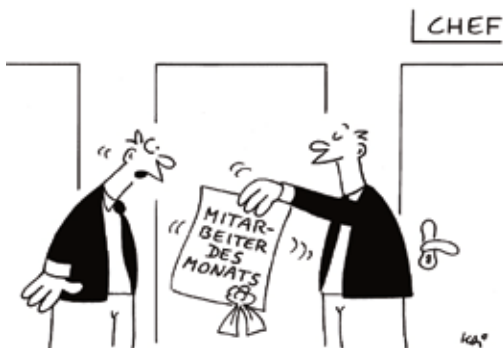
«Nieder mit dem Feudalismus!»

Es ist daher interessant, dass in den letzten Wochen Tausende Demonstranten auf die Strasse gegangen sind, um eine Beschneidung der Macht des Königs zu fordern. Die Demonstranten widersetzen sich dem drakonischen Majestätsbeleidigungsgesetz (Zuwiderhandlungen werden mit bis zu fünfzehn Jahren Gefängnis bestraft) und rufen: «Nieder mit dem Feudalismus!»

Es bleibt abzuwarten, ob diese Proteste ein Grashalm im Sturm künftiger politischer Instabilität sind. Dass der neue König versucht, sich von einem einflussreichen «Netzwerk-Monarchen» in einen Herrscher zu verwandeln, birgt vielerlei Gefahren. Zumindest aber dürfte Vajiralongkorn das böse Ende Caligulas erspart bleiben – in seinem geliebten Bayern könnte er jederzeit eine Exilheimat finden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Eine längere Version dieses Textes ist zuerst im *Spectator* erschienen. Der Autor hat ihn für die *Weltwoche* adaptiert.



«Eine Gehaltserhöhung hätte es auch getan...»

MÖRGELI

Transparenz von Fall zu Fall

Die Linken haben 2017 die notwendigen Unterschriften für ihre Initiative «Für mehr Transparenz in der Politikfinanzierung» eingereicht. Sie soll die Parteien zwingen, ihre Rechnungen und die Herkunft aller Spenden über 10 000 Franken offenzulegen. Dies gälte auch für Personen und Komitees, die eine politische Kampagne von mehr als 100 000 Franken führen. Der Bundesrat beantragte die Ablehnung. Doch die Ständeräte arbeiteten einen Gegenvorschlag aus. Im Wissen, dass ihre Wahlkämpfe nicht transparent werden, weil sie eine kantonale Angelegenheit sind.

Die Transparenz-Initiative ist ein Angriff auf die Privatsphäre unserer Bürger und auf die vom Staat unabhängigen, vereinsrechtlichen Parteien. Die Beiträge an Parteien und Abstimmungskomitees würden zusammenbrechen, an ihre Stelle träte die staatliche Parteienfinanzierung. Es sei denn, die findigen Spender sind schlau genug, ihre Beiträge zu stückeln oder Dritte zwischenschalten. Obendrein würde sich die Unsitte noch weiter ausbreiten, dass sich Krankenkassen, Swiss Life, Schweizerische Mobiliar, Bâloise und Gewerkschaften direkt ihre Parlamentssöldner halten.

Eigentlich wollte der Ständerat, dass schon die Finanzierung von Unterschriftensammlungen für Initiativen und Referenden ab 250 000 Franken offengelegt werden muss. Der Bundesrat lehnte dies ab. Und siehe, im Parlament kam's zum Wunder von Bern: Die Linken folgten der Regierung und stellten keinen Gegenantrag. Sie wollen also, dass bezahlte Unterschriftensammlungen weiter intransparent bleiben.

Warum? Ohne die üppig sprudelnden Gewerkschaftskassen brächten die SP und die Jusos keine einzige Volksinitiative, kein einziges Referendum zustande. Genau diese Millionen und ihre Herkunft wollen sie geheim halten. Die Gewerkschaften ihrerseits besitzen den Zaster dank flankierenden Massnahmen, Gesamtarbeitsverträgen und Zwangsabgaben der Arbeitgeber. Ihre Transparenz endet da, wo sie selber betroffen sind. Wenn Linke behaupten, sie legten alle Karten offen auf den Tisch, sollten wir sie unverzüglich nachzählen.

Christoph Mörgeli

Vom Industriekanton zum Armenhaus

Ausgerechnet der Aargau mit seinen Wirtschaftspionieren und Vorzeigebetrieben gehört heute zu den Empfängern von Finanzausgleichszahlungen. Was ist hier los?

Andreas Glarner

Gott sei's geklagt: Der Aargau, einst ein stolzer Industriekanton, gehört seit Einführung des nationalen Finanzausgleichs (NFA) im Jahr 2008 zu den ressourcenschwachen Kantonen und erhält daher Beiträge aus diesem Finanzausgleich. 2020 sind es rund 460 Millionen Franken, im Jahr 2021 werden es sogar über 492 Millionen sein. Vereinfacht gesagt, bezieht der Kanton Aargau Ressourcenausgleich, weil seine steuerlich ausschöpfbaren Ressourcen knapp 20 Prozent unter dem schweizerischen Pro-Kopf-Durchschnitt liegen.

Wenn man die einzelnen Komponenten des Ressourcenpotenzials betrachtet, dann ist der Unterschied vor allem bei den Gewinnen der juristischen Personen gross. Diese legten zwischen 2010 und 2017 lediglich um 2,2 Prozent zu. Zudem weist der Aargau eine unterdurchschnittliche Firmendichte auf. Der Anteil der steuerpflichtigen Firmen in den Kategorien mit hohen Gewinnen – also über 50 Millionen Franken – fällt sehr tief aus. Ausserdem liegt der durchschnittliche Reingewinn eines Unternehmens in dieser Kategorie im nationalen Durchschnitt viermal über jenem des Kantons Aargau.

Tiefe Erträge

Die Pro-Kopf-Erträge des Aargaus und seiner Gemeinden (die Gesamteinnahmen abzüglich der Investitionseinnahmen pro Kopf) sind im interkantonalen Vergleich sehr tief. So betragen sie 2018 11 460 Franken, während der Schweizer Durchschnitt bei 15 360 Franken lag. Der Kanton Aargau und seine Gemeinden verfügen im interkantonalen Vergleich auch über tiefe Pro-Kopf-Fiskalerträge beziehungsweise -Steuereinnahmen. Sie verzeichneten im Jahr 2018 pro Kopf 6426 Franken an Steuereinnahmen. Der Schweizer Durchschnitt lag bei 9120 Franken. Pro Kopf der Bevölkerung resultierten im Kanton Aargau im Jahr 2018 nur 851 Franken direkte Steuern von juristischen Personen. Im Vergleich zum Durchschnitt der Schweiz, der bei 1503 Franken liegt, sind dies 652 Franken weniger.

Der Kanton Aargau hat also eine geringere Dichte an Personen mit hohem Einkommen und Vermögen, einen tieferen Anteil an hohen Einkommensklassen sowie insgesamt einen eher tiefen Beitrag der hohen Einkommen und Vermögen am Gesamtwachstum des Ressourcenpotenzials. Kein Wunder – es wurde auch dauernd an schlechten Lagen eingezont. Der Kanton Aargau lockt also viele Personen an, die vergleichsweise wenig Steuern bezahlen. Der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung

Man leistet sich im Aargau sogar Beamte, die Schaufensterkontrollen vornehmen.

stieg von 2000 bis 2019 von 19 auf über 25 Prozent. Es besteht also im Kanton ein überdurchschnittliches Bevölkerungswachstum, aber ein unterdurchschnittliches Wachstum des Steuersubstrats.

Der Aargau hat eindeutig ein Ressourcenproblem. Damit er keinen Ressourcenausgleich mehr erhalten würde, müsste sein Ressourcenpotenzial im Verhältnis zu den anderen Kantonen um fast ein Viertel ansteigen. Wie könnte dies gelingen? Durch das Stärken der Wirtschaftskraft und des Steuersubstrats. Das klingt ja eigentlich ganz einfach. Und dennoch tut sich der Aargau schwer, wieder auf die Erfolgsspur zurückzufinden.



„Und warum hast du so spitze Haken?“

Der Kanton Aargau muss von den Besten lernen. Das Anlocken von attraktiven Firmen und guten Steuerzahlern wäre möglich. Voraussetzungen sind hervorragende Verkehrserschliessungen, Steuersenkungen auf breiter Front, attraktive Steuermodelle für Firmen, schnelle und unbürokratische Verfahren – und der Wille, endlich zu handeln, statt nur zu klagen. Der Aargau grenzt mit hervorragenden Lagen an Zürich, Zug und Basel-Stadt. Würde man alleine im Freiamt eine Einzonungsoffensive starten, so wäre der Zuzug von hervorragenden Steuerzahlern aus den beiden Kantonen Zug und Zürich garantiert. Ein Beispiel: Wenn Oberwil-Lieli mit seiner hervorragenden Lage zu Zürich 2000 Quadratmeter einzont, kann mit einem einzigen Zuzüger ein Steuerertrag von mehreren hunderttausend Franken resultieren. Macht man dasselbe in einer der für ihre grosse Sozialfalldichte bekannten Gemeinde wie Wohlen oder Aarburg, so entstehen auf der gleichen Fläche jährlich Sozialhilfekosten im Umfang von mehreren hunderttausend Franken.

Bruttoaufwand stieg um eine Milliarde

Steuerlich attraktiver würde der Aargau, wenn er endlich sparen würde. Die Regierung behauptet seit Jahren, sie spare – aber die Kosten gehen stets nach oben. Der Bruttoaufwand stieg zwischen 2009 und 2019 von 4 660 000 000 auf 5 664 000 000 Franken, also um eine Milliarde Franken beziehungsweise über 21 Prozent an. Die Teuerung belief sich im gleichen Zeitraum auf genau 0,2 Prozent, die Bevölkerungszunahme betrug über 13 Prozent. Man leistet sich im Aargau sogar Beamte, die Schaufensterkontrollen vornehmen. Das ist leider kein Witz.

Es gilt also, die richtigen Hebel in Bewegung zu setzen. Sonst wird der Aargau tatsächlich zum Armenhaus der Schweiz.

Andreas Glarner ist SVP-Nationalrat und ehemaliger Gemeindepräsident von Oberwil-Lieli AG.

BRIEF AUS AUCKLAND

Matthias Stadler



Es war einmal im Sommer: Neuseelands Bevölkerung klopft sich wegen hundert Tagen ohne Covid-19 stolz auf die Schultern. Man betrinkt sich in vollen Kneipen, isst in gutbesuchten Restaurants und strömt mit tausenden anderen Fans in die Rugby-Stadien. Das Land fühlt sich wie der FC Bayern München 1999 im Champions-League-Final gegen Manchester United kurz vor Ablauf der 90 Minuten: unbesiegbar. Nicht für möglich haltend, dass sich innert kürzester Zeit alles ändern kann und Manchester United noch zwei Tore schießen wird.

Zwei Tage später geschieht es: Das Virus ist zurück in der Bevölkerung. Vier Personen in Auckland sind infiziert, die Neuseeländer werden jäh aus ihrem Traum aufgeweckt. Die halbe Stadt stürmt wenige Minuten nach der Meldung abends um 22 Uhr die Supermärkte und räumt die Regale. Weitere vierzehn Stunden später steckt die Metropole mit 1,7 Millionen Einwohnern im zweiten Lockdown. Niemand darf in die Stadt einreisen, niemand raus. Wohlgemerkt: wegen vier neuer Fälle.

Zweieinhalb Wochen dauert der Spuk. Dann zeigt die sozialdemokratische Regierungschefin Jacinda Ardern, von der halben Welt wegen ihrer Vorgehensweise in Krisensituationen fast schon heilig gesprochen, Erbarmen. Auckland wird wieder geöffnet, die Menschen dürfen wieder nach draussen.

Etwas allerdings bleibt beim Alten: Das Land ist seit März abgeschottet – und bleibt es noch eine Weile. Einzig Einheimische und Fachspezialisten werden derzeit ins Land gelassen. Nach ihrer Ankunft werden diese armen Teufel zwei Wochen in Hotels gesteckt, wo sie bewacht werden, sich anderen

Personen nicht nähern dürfen und eine Stunde pro Tag Freigang erhalten. Wer Glück hat, wartet in einem abgeschotteten Areal am Hafen, wer Pech hat, in einem Parkhaus.

Touristen dürfen seit März keine mehr ins Land – und das, obwohl die Wirtschaft auf sie angewiesen ist. Vier Millionen ausländische Gäste besuchen Neuseeland, das fünf Millionen Einwohner zählt, jährlich, seit Jahren wächst der Sektor stark. Knapp 15 Prozent der Angestellten im Land sind direkt oder indirekt im Tourismus angestellt. Diese rund 400 000 Personen zittern seither um ihre Stelle, wenn sie sie nicht bereits verloren haben.

Bei dieser Einstimmigkeit wird einem als streitlustiger Europäer fast schon angst und bange.

Für die restliche Wirtschaft sieht es nicht viel besser aus. Setzte der erste Lockdown von Ende März bis Mitte Mai dem ganzen Land schon enorm zu, war der zweite Abschluss in der Region Auckland ein weiterer Schlag. Er kostete die Wirtschaft laut Schätzungen rund 300 Millionen Franken – pro Woche.

Angesichts so vieler schlechter Nachrichten würde man erwarten, dass eine breite Diskussion über die Strategie, wie das Land aus diesem Schlamassel kommen soll, geführt wird. Man würde meinen, dass im Land der Widerstand gegen den Kurs von Premierministerin Ardern zunimmt, sei es von der Opposition oder von der Presse.

Doch weit gefehlt. In Neuseeland herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass das Virus ausgerottet werden muss – koste es, was es wolle. Null Fälle, das muss das Ziel sein. Auch

die Oppositionspartei und die Medien stützen den Kurs grossmehrheitlich. Eine Eindämmungsstrategie, mit der man das Virus zwar unter Kontrolle halten könnte, aber nicht jedes Mal wegen ein paar weniger Neuinfizierter eine Millionenstadt lahmlegen muss, scheint keinem Politiker oder Gesundheitsbeamten erstrebenswert.

Bei dieser brüderlichen Einstimmigkeit wird einem als streitlustiger Europäer fast schon angst und bange. «Liebe Neuseeländer», möchte man die Bevölkerung fragen, «ist es wirklich eine gute Idee, sich für die nächsten paar Jahre vom Rest der Welt abzuschotten? In den meisten anderen Ländern geht das Leben weiter. Streitet euch um die Strategie, diskutiert über die besten Lösungen, anstatt alles von oben abzunicken. Wollt ihr euch zu Tode abschotten?»

Doch das will hier niemand hören. Kritik ist unerwünscht, vor allem von ausserhalb. In der Krise steht man zusammen. Lieber lacht man kollektiv über die unfähigen US-Amerikaner, die sowieso ein Volk von Rassisten und Idioten sind. Lieber gibt man auf Twitter damit an, wie gut es sich in Neuseeland derzeit leben lässt. Jacinda Ardern konzentriert sich derweil auf die Wahlen vom 17. Oktober. Covid-Ausbrüche kommen da nicht einmal ungelegen. So kann sie die besorgte Landesmutter spielen, was gut ist für die Popularität.

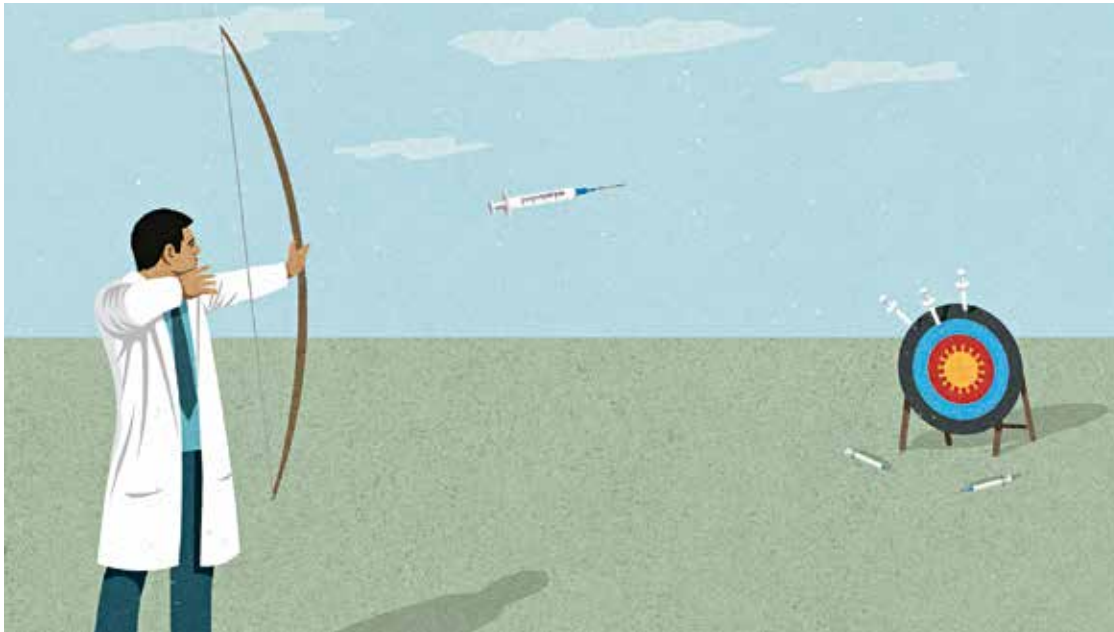
So leben wir hier in Neuseeland in den Tag hinein und hoffen auf ein Wunder – oder auf einen Impfstoff.

Matthias Stadler ist freischaffender Korrespondent für deutschsprachige Medienhäuser und lebt in Auckland.

Sicherheit geht vor

Seit dreissig Jahren entwickle ich Impfstoffe, aktuell forsche ich an einem Corona-Wirkstoff. Man hüte sich vor überhöhten Hoffnungen. Viele Ansätze sind für den Menschen hochriskant.

Reinhard Glück



Medienhypes können eine sorgfältige Entwicklung nicht ersetzen.

Die Zahl der Corona-Fälle steigt wieder, und viele Menschen hoffen inständig, dass bald ein wirksamer Impfstoff zur Verfügung steht. Ist das realistisch? Namhafte Politiker, allen voran Präsident Trump und Präsident Putin, bejahen dies, und einige Unternehmen, wie etwa Moderna oder Astra Zeneca, sprechen davon, dass ein Impfstoff in wenigen Monaten zur Verfügung stehen könnte. Zu fragen aber wäre, was aus wissenschaftlicher, produktionstechnischer, juristischer und gesundheitspolitischer Sicht realistisch ist.

Die Kluft zwischen Hoffnungen und Versprechungen und der Realität eines sicheren und dauerhaft wirksamen Impfstoffs ist so gross wie nie zuvor. In einer Pandemie ist es jedoch gefährlich, mit der Gesundheit und dem Vertrauen der Bürger zu spielen.

Öffentliche Akzeptanz ist wichtig

Ein Impfstoff schützt vor Krankheitserregern wie etwa Viren oder Bakterien. Impfstoffe sind heutzutage vollständige oder partielle Virus-

replikationen, die eine Immunreaktion auslösen.

Unlängst haben Forscher alternative Verfahren zur Auslösung einer solchen Immunreaktion entwickelt, indem sie den genetischen Code dieser Virusreplikationen injiziert haben, die dann theoretisch in den menschlichen Zellen produziert werden. Ein guter Impfstoff ist jedoch eine präventive Massnahme, die an Millionen von gesunden Menschen durchgeführt wird, während eine Gentherapie nur bei wenigen Menschen angewendet wird, die krank sind. Der Unterschied betrifft primär die akzeptablen Nebenwirkungen, die für ein staatliches Genehmigungsverfahren und für eine breite öffentliche Akzeptanz wichtig sind. Bei einem Impfstoff sind Sicherheit und Wirksamkeit ausschlaggebend. Bei anderen medizinischen Produkten (einschliesslich Gentherapie) können gewisse Nebenwirkungen akzeptabel sein, wenn sie durch Wirksamkeit kompensiert werden. Dieser kleine Unterschied bestimmt, wie die gesamte Wertschöpfungs-

kette von der Impfstoffentwicklung bis hin zum Marketing beschaffen ist und gesetzlich reguliert wird.

Bei der Entwicklung eines Impfstoffs hat Sicherheit die allerhöchste Priorität. Produktionsstandards und -anforderungen, wie sie vom International Council for Harmonisation of Technical Requirements for Pharmaceuticals for Human Use (ICH) aufgestellt werden, sind in den vergangenen hundert Jahren hinsichtlich der gesamten Wertschöpfungskette eines Impfstoffs formuliert worden. Im Laufe der Zeit haben sich daher einige Verfahren als sicherer und wirksamer erwiesen als andere. Für die Entwicklung eines sicheren Impfstoffs werden unter normalen Bedingungen fünf bis zehn Jahre veranschlagt.

Ein Impfstoff, der gegen einen bestimmten infektiösen Krankheitserreger wirksam sein soll, muss eine starke humorale Reaktion mit Antikörpern sowie eine Zellreaktion mit Immunzellen herbeiführen. Zwei Faktoren sind hier entscheidend: Erstens muss dem

Immunsystem die korrekte Antigenstruktur präsentiert werden, und zweitens muss das Immunsystem eine wirksame humorale und zelluläre Reaktion produzieren, damit der Erreger rasch abgetötet wird.

Bevor jedoch ein Impfstoff entwickelt wird, müssen wir die Pathologie viraler Erkrankungen genau verstehen. Falsch aufgebaute Vakzine können katastrophale Folgen haben, wie etwa bei der Entwicklung von Impfstoffen gegen das Denguefieber und HIV. Zu behaupten, man verfüge nur drei Monate nach Ausbruch von Sars-CoV-2 über einen Impfstoff, ist unseriös. Derartigen Mitteilungen sollte mit allergrösster Skepsis begegnet werden.

Moderne Impfstoffe gründen auf Protein-Technologie. Sie gelten als besonders sicher und wirksam, und jedes Jahr werden Milliarden Dosen an gesunde Erwachsene und Kinder abgegeben. In seriösen Pharmaunternehmen hat sich rekombinante Technologie durchweg als überlegen gegenüber DNA- oder mRNA-Ansätzen erwiesen. Rekombinante Impfstoffe werden in Zellkulturen wie etwa Bakterien, Hefe-, Insekten- oder Säugetierzellen produziert, die allesamt eine komplexe Abfolge von Schritten erfordern, um zur präzisen Formulierung des Impfstoffkandidaten zu gelangen. Diese Zelllinien brauchen Zeit für ihre Entwicklung und Zulassung. Die Herstellung rekombinanter Impfstoffe steht in deutlichem Gegensatz zum Versprechen neuartiger Produktionsverfahren.

Angesichts des politischen Drucks und der zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankenden Erwartungen der Öffentlichkeit können alternative Produktionsverfahren, die eine rasche Entwicklung versprechen, durchaus reizvoll erscheinen. Präsident Putin «weiss», dass der Impfstoff Sputnik V «gut funktioniert, eine starke Immunität entwickelt und alle erforderlichen Tests durchlaufen hat». Solche Behauptungen sind meines Erachtens höchst fragwürdig, und laut der Fachzeitschrift *The Lancet* kann so etwas «nur in grossangelegten Versuchen ermittelt» werden.

Genetisch modifizierter Organismus

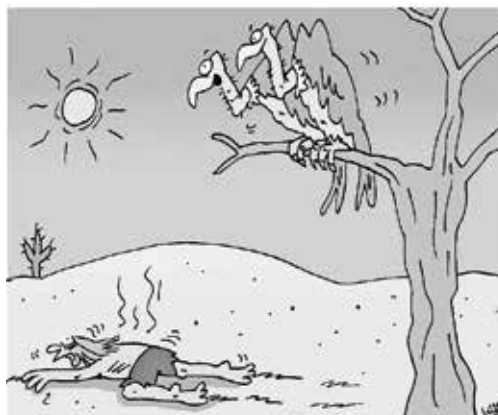
Allerdings können die meisten dieser alternativen Technologien nicht als Vakzine betrachtet werden, da hierbei ein Schnipsel des viralen Gencodes in Form von DNA oder mRNA direkt in den menschlichen Körper injiziert wird. Einige dieser Genschnipsel werden den Weg in unsere Körperzellen finden und unsere Zellen umprogrammieren, die daraufhin das Vakzin produzieren werden, das direkt in unseren Blutkreislauf gelangt. Ein anderer Ansatz besteht darin, diese Genpartikel in sogenannte Vektoren wie etwa lebende Adenoviren einzubringen, damit eine bessere

zelluläre Aufnahme erfolgen kann. Diese Gentherapie-Vakzine verwandeln unseren Körper praktisch in einen genetisch modifizierten Organismus (GMO). Das entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn man bedenkt, dass genetisch modifizierte Nahrungsmittel auf lautstarke Proteste und Ablehnung stossen. Sollte Gentherapie, die potenziell unseren Körper verändert, nunmehr akzeptabel sein? Sobald der Botenstoff in unserem Körper ist, kann niemand seinen Bestimmungsort kontrollieren und auch nicht das Produkt. Gentherapie-Impfstoffe sind also eine Blackbox. Dies steht in deutlichem Gegensatz zur Produktion von erprobten rekombinanten Protein-Impfstoffen, die strikten Anforderungen unterliegt.

Gentherapie-Impfstoffe werden seit Jahrzehnten erforscht. Aber wegen Sicherheitsbedenken und mangelnder Wirksamkeit

Die meisten dieser alternativen Technologien können nicht als Vakzine betrachtet werden.

hat es keiner zur Marktreife gebracht. Vieles kann schiefgehen während des internen Produktionsprozesses, und dauerhafte Nebenwirkungen sind ein grosses Problem. Dazu zählen: die Entwicklung von Antikörpern gegen die Vektoren oder, schlimmer noch, gegen die DNA oder RNA; die Möglichkeit, dass fremde Gene in unseren genetischen Code gelangen, die unsere Zellen so transformieren, dass sie sich in unerwünschter Weise verhalten und den Körper schädigen können, einschliesslich kanzeröser Veränderungen; das Entweichen von Genschnipseln in wichtige Körperzellen wie Gehirn, Herz und reproduktive Zelllinien; eine schwache Immunreaktion, die zu viralen Durchbrüchen führt, mit der Möglichkeit einer Überreaktion des Immunsystems mit schwerwiegenden Folgen, einschliesslich Tod (ADE), sowie Vektoren, die selbst eine Virusinfektion herbeiführen können.



„Medium sind sie am besten...“

ten. Die letztgenannte Nebenwirkung führte möglicherweise zur abrupten Unterbrechung der Corona-Impfstoffprüfung bei AstraZeneca/Oxford, nachdem bei einer Testperson eine Nervenentzündung aufgetreten war.

Angesichts des jüngsten Antrags europäischer Pharmaunternehmen auf Haftungs-befreiung dürfen schwerwiegende Selbstzweifel vermutet werden. Sollte einem solchen Antrag stattgegeben werden, könnte sich das als gefährlicher Präzedenzfall herausstellen: Wir könnten ein kollektives GMO-Labor für Technologien werden, die erwiesenermassen nicht bloss unsicher, sondern auch nur bedingt wirksam sind. Einige Unternehmen, die von sich behaupten, im Kampf um einen Covid-19-Impfstoff an vorderster Front zu stehen, haben erste klinische Versuchsergebnisse veröffentlicht, die recht dürftig sind. Dies könnte das Vertrauen der Öffentlichkeit erschüttern, mit möglicherweise dramatischen Konsequenzen. Bislang konnte nicht gezeigt werden, dass genbasierte Technologien rekombinanten Impfstoffen überlegen sind.

Und wo steht die Schweiz? Die Schweiz gehört zu den führenden Nationen in der Pharmaindustrie. Mit der Übernahme von Berna Biotech durch Crucell im Jahr 2006 (heute im Besitz von Johnson & Johnson) haben wir unsere herausragende Position in der Impfstoffforschung eingebüsst. Heute haben wir keine Kapazitäten mehr auf dem Gebiet der Impfstoffentwicklung.

Medienhypes und Wunschdenken

Vor der Zulassung eines Impfstoffs sollten Gesundheitsbehörden sehr sorgfältig Risiken und Vorteile abwägen. Politische Versprechungen, Medienhypes und Wunschdenken können eine sorgfältige Entwicklung weder beschleunigen noch ersetzen. Vorrangig sollte es um wissenschaftlich geprüfte Sicherheit und Wirksamkeit gehen. Methoden, die seit Jahrzehnten gute Erfolge vorweisen, wie etwa die rekombinante Protein-Technologie, sollten stärker gefördert werden. Wir können es uns nicht leisten, mit der Gesundheit, dem Vertrauen und dem guten Willen ganzer Bevölkerungen zu spielen. Die Prophylaxe darf nicht schlechter als die Krankheit sein. Es gilt: Sicherheit geht vor!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Reinhard Glück zählt zu den weltweit führenden Impfstoffentwicklern. Von 2000 bis 2009 war er wissenschaftlicher Direktor bei Berna Biotech und von 2001 bis 2012 Präsident der Swiss Biotech Association. Er ist Berater zahlreicher internationaler Impforganisationen sowie Co-Gründer und Vorstandsmitglied des US-Unternehmens Spicon, das zurzeit einen neuartigen rekombinanten Covid-19-Impfstoff entwickelt.

Wie geht es eigentlich dem Kunstmarkt?

2020 wird für Galerien, Auktionshäuser und Kunstmessen ein Jahr zum Vergessen. Mit einer Ausnahme.

Mark van Huissing

Das laufende Jahr war für Unternehmen, die am Kunstmarkt tätig sind, bisher ein *annus horribilis*: Die Umsätze der Galerien fielen um 36 Prozent, gemessen am ersten Semester 2019 (Quelle: The Art Basel and UBS Global Art Market Report). Und, so sieht's aus, das zweite Halbjahr dürfte nicht besser werden.

Alle Galerien verkauften weniger wegen der Pandemiefolgen – vorübergehende Geschäfts-schliessungen und abgesagte Kunstmessen wie die Art Basel im Juni. Kleinere Firmen wurden härter getroffen. Was eine Verschärfung des Ungleichgewichts zwischen den wenigen Top-Galerien – Gagosian Gallery, Hauser & Wirth, David Zwirner et cetera – und den vielen unter «ferner liefen» geführten Kunsthändlern zur Folge habe, schreibt Clare McAndrew, die Verantwortliche des Reports.

Glas eindeutig halbvoll

Und der Silberstreifen hinter jeder dunklen Wolke? Tatsächlich, den gibt's. Es handelt sich dabei um den Online-Kunsthandel, den Verkauf von Werken im World Wide Web. In den ersten sechs Monaten 2019 betrug ihr Anteil am Galeriengeschäft erst 10 Prozent, dieses Jahr waren es bereits 37 Prozent (plus 270 Prozent).

Den Trend nutzen auch Auktionshäuser: «Unsere Online-Versteigerungen haben sich stark entwickelt», sagt Dirk Boll, Präsident von Christie's für Europa, den Mittleren Osten, Russland sowie Indien. «Grössere Nachfrage brachte höhere Preise, die wiederum bei Eigentümern von teureren Objekten das Vertrauen hergestellt haben, diese ebenfalls online anzubieten.» So habe sich der Durchschnittspreis aller ausschliesslich im WWW angebotenen und verkauften Lose in diesem Frühjahr von rund 9000 Dollar auf über 20 000 erhöht. Insgesamt seien die Ergebnisse von Christie's Online-only-Auktionen um 250 Prozent gestiegen.

Der Auktionshaus-Präsident sieht das Glas eindeutig halbvoll – das Online-Business der drei wichtigsten Versteigerer – Christie's, Sotheby's und Phillips – explodierte zwar von 32 auf 186 Millionen Dollar (plus 475 Prozent),

dennoch fiel das Auktionen-Gesamtergebnis weltweit in der ersten Hälfte des laufenden Jahres um über 58 Prozent auf 2,9 Milliarden Dollar (Quelle: Art News/Morgan Stanley: Artnet Intelligence Report).

Zuversichtlich für sein Geschäft ist auch Cyril Koller, Chef und Mitbesitzer von Koller Auktionen, dem grössten Schweizer Auktionshaus. Und zwar sowohl was Saalversteigerungen angeht als auch solche im WWW. Seine Online-Auktion im vergangenen Juni sei die bisher erfolgreichste der Firma gewesen, sagt er, wenn auch die Lose eher kleinpreisig waren (1000 bis 7000 Franken). Die Saalauktionen im Juni und Juli seien ebenfalls gut gelaufen, «wir hatten mehr Gebote denn je». Er zieht den Schluss: «Die Leute wollen Kunst kaufen.» Bloss seien die Einlieferer, also Verkäufer, zurzeit zurückhaltend. Wohl weil sie meinten, gegenwärtig würden kaum Spitzenpreise erzielt, sagt Koller.

Am härtesten getroffen vom Virus und den Gegenmassnahmen sind aber Kunstmessen – 2020 wurden alle grösseren abgesagt. Ob und, falls ja, wie viele wichtige Verkaufveranstaltungen 2021 stattfinden werden, ist offen. Das Urteil, dass es mehr als genug *art fairs* gab, darf hingegen gefällt werden: Vor fünfzig Jahren waren es zwei, 2019 kam man auf 200, wenn man nur die bekannteren zählte. Lange Zeit funktionierte das Modell. Obwohl im

Schnitt Auslagen für Stände, Reisen und Spesen höher ausfielen als die Lohn- oder Mietkosten der Galerien, verdienten nicht bloss Messebetreiber, sondern auch -teilnehmer. Besonders kleinere Händler konnten so neuen Kunden ihr Angebot zeigen. «Wir werden voraussichtlich im kommenden Jahr an drei bis vier Messen teilnehmen, sollten diese aufgrund einer verbesserten Situation tatsächlich stattfinden», sagt etwa Christophe Guye, der in Zürich eine Fotokunst-Galerie betreibt.

Die Handvoll Mega-Player-Galerien hingegen brauchen Messen nicht mehr wirklich, stand in der *NZZ am Sonntag* – sie zeigten ihre Werke dort, wo es den Kunden passe. Hauser & Wirth zum Beispiel eröffnete heuer eine Galerie in Southampton, dem Ferienort reicher New Yorker; «und zwar drei Wochen nachdem wir das beschlossen hatten», sagt James Koch, Hauser-&Wirth-Partner und Exekutivdirektor. Sicherlich sei ein Wechsel des Messemodells nötig, sagt er weiter. Und nennt als Beispiel des Soll-Zustands den Verkauf eines Bilds von Mark Bradford für 5 Millionen Dollar, das Hauser & Wirth diesen Juni im Schaufenster der digitalen Art-Basel-Ausgabe zeigte: «Ein substanzieller Erfolg.»

64 Milliarden Dollar Jahresumsatz

Mehr gute Nachrichten: Bisher halten die Preise vieler Künstler respektive ihrer Werke. Ein Einbruch wie in früheren wirtschaftlich schwierigen Zeiten – am Ende des Booms der japanischen Ökonomie oder während der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 – hat nicht stattgefunden.

Denkbar also, dass der Kunstmarkt bald wieder zulegt. Und über die Marke von 64 Milliarden Dollar Umsatz im Jahr (Ergebnis 2019) hinauswächst, was, nebenbei erwähnt, dem entspricht, was Apple im zweiten Quartal 2019 mit Smartphones und anderen Geräten umsetzte. Vielleicht schliessen die Jahreseinnahmen der schönen Künste dann sogar zu den Vierteljahreszahlen von Amazon auf – das Versandhandels- und Datenspeicherunternehmen setzte im zweiten Quartal 2020 89 Milliarden um.



„Aber mach schnell! Es läuft gerade meine Lieblingsendung...“

Die Mär vom «Steuer Geschenk»

Die höheren Abzüge machen das Steuerrecht nicht ungerechter, als es schon ist.



Egal, wie die eidgenössische Abstimmung zur Steuervorlage am Wochenende ausgehen wird, ein Gewinner steht bereits fest: Philipp Kutter, CVP-Mann aus Zürich. Er hat den Titel «Mister Steuerabzüge» auf sicher. Kutter, noch ein Neuling im Nationalrat, hat sozusagen mit einem Schuss aus der Hüfte heraus die Erhöhung der Kinderabzüge von heute 6500 auf 10 000 Franken im Parlament durchgebracht. Der Steuerkasse würden damit schätzungsweise 370 Millionen Franken entgehen. Die SP schäumt und bekämpft die Vorlage mit dem Referendum. Am Sonntag werden wir das Ergebnis kennen.

Das Thema zeigt schön, wie unverhohlen das Steuerrecht für alle möglichen Zwecke instrumentalisiert wird. Hört man beispielsweise Kutter zu, möchte man die höheren Kinderabzüge unverzüglich ablehnen. Es gehe darum, die Menschen zum Kinderhaben zu animieren, sagt der CVP-Politiker – als wäre es Aufgabe des Fiskus, darauf hinzuwirken, dass sich die Babybettchen füllen. Kinder seien teuer, weiss Familienvater Kutter. Wohl wahr, andere Dinge im Leben sind allerdings auch teuer, Autos oder Motorjachten zum Beispiel. Ob man sein Geld lieber für eine vielköpfige Kinder­schar oder lieber für Motoren ausgibt, sollte den Fiskus streng genommen nicht kümmern; das Steuerrecht ist nicht dazu da, bestimmte Lebensmodelle zu fördern, und für Sozialpolitik stehen andere Instrumente bereit.

Allerdings vermag einem das Geheul auf der Gegenseite noch weniger zu überzeugen. Der höhere Steuerabzug sei zutiefst ungerecht, ein «Bschiss» und ein «Steuer Geschenk» für die

Reichen, heisst es empört – worin man einmal mehr sieht, wie verquer die Weltsicht gewisser Kreise doch ist: Als ob das Geld, das man verdient, a priori dem Staat gehöre und er es einem «schenke», wenn er es einem nicht wegnimmt. Vor allem aber ist es verwegen, mit der Steuergerechtigkeit zu argumentieren – man wird kaum eine Bevölkerungsgruppe finden, die sich gerecht besteuert fühlt: weder die Singles

Ist es gerecht, dass der Fiskus die Leistungsbereiten stärker zur Kasse bittet als die Teilzeit-Geniesser?

noch die Verheirateten, weder die Kinderlosen noch die Eltern, weder die Einverdienerpaare noch die Doppelverdiener.

Eigentlich geht es beim Steuerrecht darum, die Personen nach ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zu besteuern, so steht es in der Verfassung, und so wird es als gerecht angesehen. Doch wie misst man die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit? Ist es beispielsweise gerecht, ein fiktives Einkommen wie den Eigenmietwert zu besteuern? Ist es gerecht, das Schatteneinkommen der Hausfrau nicht zu besteuern? Ist es gerecht, dass man Gewinnungskosten teils nur beschränkt abziehen kann? Ist es gerecht, dass die Hälfte aller Familien heute keine direkte Bundessteuer bezahlt? Und vor allem: Ist es gerecht, dass der Fiskus die Steuerzahler grob unterschiedlich behandelt und die Leistungsbereiten mit der progressiven Besteuerung viel stärker zur Kasse bittet als die

Teilzeit-Geniesser? Man kann hier durchaus Zweifel haben.

Der Streit um die Kinderabzüge zeigt zudem: Die Progression kann nicht steil genug sein, wenn es darum geht, die Gutverdiener zu besteuern. Wenn man umkehrt über Abzüge redet, gilt dieselbe Progression als Skandal, weil die Geringverdiener gar keine Steuern bezahlen und somit auch nicht entlastet werden können. Das ist ungefähr so, wie wenn die Verwandtschaft sonntags immer ins Restaurant geht, der reiche Onkel stets den Löwenanteil der Rechnung übernimmt, die anderen wenig bis nichts zahlen – und sich dann beklagen, sie würden nicht profitieren, wenn der Wirt dem Onkel einmal ein paar Franken auf die Rechnung erlässt. Wenn man über «ungerechte» Abzüge schimpft, sollte man also auch einmal daran denken, dass heute über die Steuern massiv von oben nach unten umverteilt wird – übrigens auch über die AHV, über die Arbeitslosenversicherung oder im Gesundheitsbereich.

Die Theoretiker wenden nun ein, dass man das Steuerrecht endlich radikal vereinfachen, auf Abzüge weitgehend verzichten und dafür den Tarif reduzieren solle. Sie haben absolut recht, doch leider ist ein solcher Wurf politisch chancenlos, wie die epischen Debatten zur Heiratsstrafe belegen. Kurz: Man kann Kutters Steuercoup ablehnen, weil man selber nicht davon profitiert. Oder man kann ihn annehmen, weil er einem nutzt oder weil man den Staat aus Prinzip finanziell möglichst kurzhalten will. Egal, wie man sich entscheidet: Mit Gerechtigkeit hat das nichts zu tun.

«Ich bewundere den Langmut vieler Unternehmer»

In seinem ersten grossen Interview seit seinem Rücktritt als Präsident der Evangelischen Kirche spricht Gottfried Locher über Politik und die Konzernverantwortung.

Christoph Mörgeli

Der bis vor kurzem «höchste» Schweizer Reformierte hat den Wirbel vor und nach seinem Rücktritt erstaunlich gelassen getragen. Wirkungsmächtig in Wort und Schrift, hat der dreimal wiedergewählte Gottfried Locher den früheren «Kirchenbund» modernisiert und sowohl die Leitung wie die föderalen Strukturen der Kantonalkirchen gestärkt. Er studierte Theologie in Bern und London, wo er am King's College doktorierte. Fast sechs Jahre lang wirkte der Berner mit Stadtzürcher Wurzeln als Pastor der Swiss Church in London und lernte den Anglikanismus kennen und schätzen. Eher untypisch für einen Pfarrer, kommandierte Gottfried Locher ein Infanteriebataillon und wurde Oberst im militärstrategischen Stab des Chefs der Armee. Das auch für die Führung einer Kirche notwendige Managementwissen erwarb er mit einem MBA-Titel an der renommierten London Business School. Von 2015 bis Juni 2020 war Locher zudem geschäftsführender Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (Geke). Eben mit seiner Frau von einem Ferientaufenthalt in der Provence zurückgekehrt, beantwortet er die Fragen der *Weltwoche* entspannt und aufgeräumt.

Weltwoche: Herr Locher, darf man als Christ am 29. November mit Nein stimmen bei der Konzernverantwortungsinitiative?

Locher: Sicher. Jeder muss seinem Gewissen folgen. Einem freien Christenmenschen schreibt niemand vor, wie er abzustimmen hat, schon gar nicht selbsternannte Moralapostel. Wir haben von Gott einen vernunftbegabten Geist erhalten, den gilt es je selbst zu nutzen. Die Abstimmungsverantwortung kann niemand an niemanden delegieren.

Weltwoche: Am 2. September 2019 hat sich die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) unter Ihrem Vorsitz offiziell für die Konzernverantwortungsinitiative ausgesprochen. Können Sie diesen Entscheid kommentieren?

Locher: Die Sitzungen des Rates sind vertraulich, daran halte ich mich auch nach meinem Rücktritt. Grundsätzlich kann ich sagen: Einmischung in die Parteipolitik rettet die Kir-

chen nicht vor Relevanzverlust. Jede kirchliche Abstimmungsparole spaltet die Kirchengemeinden. In Extremfällen kann das nötig sein – man denke etwa an die Zustände im Dritten Reich. Im helvetischen Normalfall aber sind die ständigen Politparolen der Kirchenoberen unnötig und langfristig schädlich. Sie fördern den Eindruck, die Kirchen seien zum Spielfeld der Politik geworden. Aber das ist nicht ihre Bestimmung. Die Kirche ist niemandes Wasserträgerin.

Weltwoche: Ihr Name fehlt auf dem Aufruf der «Kirche für Konzernverantwortung», im Gegensatz etwa zum katholischen Bischof Felix Gmür oder zum reformierten Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist. Gibt es dafür Gründe?

Locher: Ich gebe meinen Namen nur für Dinge, hinter denen ich stehe. Zudem beunruhigt es mich, wenn Kirchenköpfe mittlerweile eher für ihre politischen als für ihre theologischen Überzeugungen bekannt sind. Was christlich sei, sagen Pfarrer und Bischöfe oft

«Die Initiative ist ein moralisch verbrämter kolonialistischer Übergriff.»

und gern. Wie sich aber das angebliche Christliche auf Christus beziehen soll, davon hören wir selten. Dabei wäre das die Hauptaufgabe der Kirchendiener: von Christus erzählen. Mündige Christen setzen das Evangelium dann schon selber um in ihrem Leben, ganz ohne kirchliche Gängelei. Gute Theologie macht die Kirche politisch wirksamer als Abstimmungsparolen.

Weltwoche: Die Initiative will, dass Schweizer Konzerne in Zukunft für Menschenrechtsverletzungen und Umweltzerstörung haften, die sie oder ihre Tochterfirmen im Ausland verursachen. Menschen, die im Ausland von Konzernen geschädigt wurden, sollen hier in der Schweiz eine Klage einreichen können. Was ist daran falsch?

Locher: Wer Schaden anrichtet, soll dafür geradestehen. Das funktioniert nicht immer, nicht in der Schweiz und erst recht nicht in är-

meren Ländern. Dort finden Reiche und Mächtige leicht Wege, sich aus der Verantwortung zu stehlen, einheimische und ausländische. Das Unrecht schreit zum Himmel. Aber Unrecht wird nicht durch Unrecht getilgt. Wir haben kein Recht, anderen Ländern die Rechtsprechung aus der Hand zu nehmen für Dinge, die in ihrem Land geschehen. Das aber würden wir tun: Bei einer entsprechenden Klage würde die Schweiz ihre eigenen Rechtsstandards anwenden für Taten, die in einem andern Rechtskontext geschehen sind. Ich sehe nicht, was uns legitimiert, anderen Ländern das Schweizer Rechtsempfinden aufzuzwingen. Fühlen wir uns moralisch überlegen? Die eigenen Gesetze auf andere Ländereien zu übertragen, erinnert an die Kolonialzeit. Die Initiative ist ein moralisch verbrämter kolonialistischer Übergriff – Schweizer Recht rund um den Globus. Wir sollten ihn vermeiden.

Weltwoche: Manche meinen aber, die Konzernverantwortungsinitiative kämpfe für zentrale Anliegen der biblischen Botschaft, nämlich für die Bewahrung der Schöpfung und für die Nächstenliebe.

Locher: Ich kenne engagierte, integere Menschen, die sich für die Initiative einsetzen. Dennoch kann niemand die Nächstenliebe für seine Weltsicht pachten. Bei Abstimmungen zeigt sich, wie verschieden die parteipolitischen Vorstellungen von Nächstenliebe sind. Links und rechts wollen nur Gutes für unser Land – und doch meistens Konträres. Gerade die Kirchen sollten zurückhaltend sein, ihre Vorstellung von Nächstenliebe für sakrosankt zu halten. Ihre eigene Geschichte spricht eine ziemlich durchgezogene Sprache der Nächstenliebe. Was die «Bewahrung der Schöpfung» angeht: Die Bibel hütet sich, eine so wichtige Sache dem Menschen anzuvertrauen. Wir sollten froh sein, wenn wir der Natur nicht zu sehr schaden. «Bewahren» können wir sie nicht. Sie stirbt ständig und schafft sich selbst neu in jedem neuen Leben, ganz ohne uns. Die Bewahrung der Schöpfung ist Sache des Schöpfers, nicht unsere. Hüten wir uns, die Bibel für Abstimmungskämpfe zu missbrauchen.



«Das Problem ist die wirtschaftsfeindliche Schlagseite der Kirche»: Theologe Locher.

Weltwoche: Ein Mitglied des Rats der EKS, der Glarner Kirchenratspräsident und Pfarrer Ulrich Knoepfel, hat ein «Ethik-Komitee gegen die Konzernverantwortungsinitiative» gegründet. Wie kommentieren Sie diesen Widerstand eines Mitglieds der EKS?

Locher: Es ist unüblich, dass der Rat mit widersprüchlichen Positionen öffentlich wird. Aber ich habe Verständnis für Knoepfels Position. Kirchliche Abstimmungsparolen sind parteipolitisch motivierte Mehrheitsentscheide.

Würde Theologie eine ernstzunehmende Rolle spielen, wäre meistens kein einfaches Ja oder Nein mehr möglich. Das wäre gut für die christliche Sache, aber schlecht für die Öffentlichkeitskampagne. Kirchen stehen nicht über der Parteipolitik, aber sie tun so, als dürften sie eine höhere Moral beanspruchen. Etwas weniger plakative Selbstsicherheit würde der Kirche mehr menschliche Glaubwürdigkeit schenken.

Weltwoche: Ist dieses «Ethik-Komitee» nicht einfach ein Ableger der Economiesuisse?

Locher: Wer sich «Ethik-Komitee» nennt, der sieht sich offenbar als Anwalt der guten Sache. Hier pachtet nun auch die Gegenseite die Nächstenliebe in Sachen Konzernverantwortung. Wir erleben die vom cleveren PR-Büro inszenierte Gegenoffensive zur überaus wirkungsvollen Kampagne der Befürworter. Insgesamt müssen wir zuschauen, wie sich die kirchlichen Fraktionen mit viel Herzblut PR-Schlachten liefern. Das ist das Elend der Landeskirchen: Sie verausgaben ihre ständig schwin-

denden Kräfte noch mit Schaukämpfen für die Medien. Und die Kirchenleitungen meinen gar, das Medienecho sei Zeichen für «Relevanz».

Weltwoche: Es fällt auf, dass sich Katholiken, Reformierte und auch die Freikirchen für die Konzernverantwortungsinitiative engagieren, kaum aber Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinschaft. Gibt es dafür Gründe?

Locher: Da kann ich nur Vermutungen anstellen. Die jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger, die ich kenne, setzen stark auf Eigenverantwortung und Eigeninitiative. Sie denken unternehmerisch und erwarten weniger vom Staat. Der Wirtschaft messen sie eine grosse Bedeutung für das Gemeinwesen zu. Aus Kreisen der Konzernverantwortungsinitiative wurde der Schweizer Rohstoffkonzern Glencore undifferenziert und unverhältnismässig angegriffen. Glencore ist eine Gründung von Marc Rich und umfasst in der Leitung etliche jüdische Persönlichkeiten, vor deren Leistungen für unser Land ich grossen Respekt habe. >>>

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Tatsache, dass die meisten Landeskirchen in den Kantonen von den juristischen Personen, also den Firmen, immer noch Kirchensteuern einziehen wollen, aber gerade die allerbesten Steuerzahler mit der Konzernverantwortungsinitiative gleichzeitig an den Pranger stellen?

Locher: Ich bewundere den Langmut vieler Unternehmer. Es ginge gar nicht darum, unterwürfig der Wirtschaft zu huldigen. Die Kirchen

«Die Kirche ist niemandes Wasserträgerin.»

dürfen kritisch sein, und wo eine gute Firmenkultur herrscht, ist man dankbar für solche Kritik. Das Problem ist die wirtschaftsfeindliche Schlagseite der Kirchen. Kirchliche Verlautbarungen würdigen kaum je, was die Wirtschaft zur oben genannten «Nächstenliebe» tagtäglich beiträgt. Die Kenntnisse ökonomischer Prozesse und das Verständnis für unternehmerisches Handeln sind in den Landeskirchen rar geworden – kein Wunder, denn ihre Mitarbeitenden sind Angestellte in einem jahrhundertealten Monopolbetrieb. Ändern wird sich das erst, wenn das Geld ausgeht. Wann es so weit sein wird, ist schwer zu sagen, aber die Kirchenaustritte galoppieren. Einer prominenten Unternehmerin [Magdalena Martullo-Blocher, Anm. d. Red.] ist ja kürzlich auch der Kragen geplatzt.

Weltwoche: Letztes Jahr sprach der Schriftsteller Thomas Hürlimann in der *Weltwoche* vom «Moralschleim, der heutzutage von den Kanzeln tropft». Ist an diesem Bild etwas dran?

Locher: Vermutlich schon. Das ständige Moralisieren treibt noch die letzten Leute aus der Kirche. Freie, starke, kantige Kanzelreden wären

nötig. Das Leben zeigen, wie es tatsächlich ist, auch das fragwürdige, widersprüchliche, auch das hässliche! Nichts schönreden, nichts über-tünchen, bis alles lieblich und harmlos daherkommt. «Meh Dräck», wie Chris von Rohr sagt, täte unseren Kanzeln gut. Aber wer das wagt, kann nicht damit rechnen, dass ihn seine Kirchenoberen schützen. Leere Kirchen machen weniger Probleme als angrifffige Predigten.

Weltwoche: Sind es heute eher politisch linke oder bürgerliche Kreise, welche die evangelisch-reformierte Kirche tragen?

Locher: Ich beobachte einen Graben zwischen den kirchlichen Gremien und dem Kirchenvolk. Das Kirchenvolk ist ein Abbild der Bevölkerung, also städtisch etwas linker und auf dem Land etwas bürgerlicher. In den Gremien aber sitzen



viele Meinungsmacher, die ihre Stellung und ihren Lohn dem jetzigen System verdanken. Sie haben wenig Interesse an Veränderungen, weder nach links noch nach rechts und schon gar nicht aus der Abstimmungsparolen-Kultur hinaus. Die Polit-Kirchlichen bilden eine unheilige Allianz – im wörtlichen Sinn.

Weltwoche: Von evangelikaler und orthodox-reformierter Seite wurden Sie wegen Ihrer offenen Haltung bezüglich «Ehe für alle» angefeindet. Wie können Sie Ihren Standpunkt theologisch erklären?

Locher: Es geht immer um dieselbe Sache: Ich bin gegen den «Moralschleim». Die Kirche soll aufhören, den Menschen zu sagen, wie sie leben müssen. Kirchen sind dazu nicht legitimiert, und sie haben viel Schaden angerichtet, wenn sie meinten, es zu sein. Was ich in der Bibel lese, ist vielmehr die lange und schwierige Ge-

schichte von der Befreiung des Menschen durch Gott. Lebensformen kommen und gehen, das gilt sogar für die Bibel. Dass die Ehe zwischen Mann und Frau schon nur naturbedingt einen besonderen Platz einnimmt, bestreite ich nicht.

«Gute Theologie macht die Kirche politisch wirksamer als Abstimmungsparolen.»

Wenn aber heute andere Lebensformen auch als Ehen verstanden werden, warum sollten wir uns damit aufhalten? Das bisschen Kraft, das noch in den Kirchen steckt, ginge mit Vorteil nicht auch noch in moralisierenden Grabenkämpfen verloren. Den Menschen helfen, ihr Leben zu leben, das wäre gefragt.

Weltwoche: Führte die Corona-Krise mit-samt den längeren Kirchenschliessungen und Predigtausfällen eher zu einer religiösen Wieder-erweckung oder doch zu einer Entwöhnung?

Locher: Diese Entwöhnung hat für die meisten Menschen lange vor Corona eingesetzt. Nun aber trifft sie auch noch die letzten treuen Kirchgängerinnen und Kirchgänger. Der Corona-Einschnitt ist gravierend, und er könnte sich, falls er noch lange dauert, zu einem landeskirchlichen *point of no return* entwickeln. Eine religiöse Wiedererweckung kann ich gegenwärtig nicht ausmachen. Die wirklich wichtigen Dinge im Leben lassen sich nicht virtualisieren, das sehen wir zum Beispiel beim gemeinsamen Essen – es ist unersetzlich, privat, beruflich, kirchlich.

Weltwoche: Sie sagten beim von Ihnen geprägten «Teilumbau» der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, diese folge immer noch Christus. Um wörtlich fortzufahren: «Das tut sie, bis es sie einmal nicht mehr brauchen wird.» Hand aufs Herz: Wie lange braucht es diese Kirche noch?

Locher: Wir sind unfreie Menschen in einer unfreien Welt. In den seltenen Momenten, in denen wir uns nichts vormachen, wird uns das erschreckend klar. Eine Kirche, die uns mit «Moralschleim» noch unfreier macht, brauchen wir nicht. Eine Kirche aber, die uns helfen würde, das Leben anzunehmen, wie es ist, auch dann, wenn es «dreckig» ist, eine Kirche, die uns begleitet und ermutigt auf unserem Weg, eine solche bräuchten wir.

Weltwoche: Glauben Sie, dass der kirchen-interne Aufstand gegen Sie, der zu Ihrem Rücktritt führte, auch weltanschaulich-politische Gründe hatte?

Locher: Ein Psychiater hat mir kürzlich gesagt, es erstaune ihn, dass der Aufstand so lange habe auf sich warten lassen. Ich gebe zu, mich eigentlich auch. Schlussendlich hat die reformierte *Classe ecclésiastique* ja nur institutionell vollzogen, was ideell eigentlich allen klar war: Ich bin keiner der Ihren.

HERODOT



Vergangene Woche unterzeichneten Israel und die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) mit viel Pomp im Weissen Haus einen «Friedensvertrag», der eigentlich bloss eine Offizialisierung de facto längst bestehender Handels- und diplomatischer Beziehungen ist. Die Emirate hatten erst 1971, zwei Jahre vor dem letzten grossen arabisch-israelischen Krieg, ihre Unabhängigkeit von Grossbritannien erlangt. Da nie Krieg erklärt und niemals Feindseligkeiten ausgetragen worden waren, gab es eigentlich auch keinen Frieden zu schliessen. Trump und Netanjahu wollten jedoch mit dem Rummel Wahlkampf betreiben und vom Flop von Trumps «Jahrhundert-Deal» ablenken, welcher zur Annexion des Westjordanlandes hätte führen sollen.

Das Rampenlicht, welches Trump auf den Bundesstaat am Golf richtete, bietet Anlass, einen vertieften Blick auf diesen zu werfen, nicht zuletzt, weil daraus auch für die Schweiz Schlüsse gezogen werden können. Es gibt mehr Parallelen zwischen der Schweiz und den VAE als den Umstand, dass beide von einem siebenköpfigen Rat regiert werden, aber auch erhebliche Unterschiede. Beide Länder zählen bezüglich Zuwanderung zu den Spitzenreitern, handhaben diese aber sehr unterschiedlich.

Der über 1300 Kilometer lange sandige Küstenstreifen, der heute die VAE bildet, war bis vor einem halben Jahrhundert mausarm und menschenleer. Bis ins 19. Jahrhundert war er bekannt als «Piratenküste». Nachdem eine britische Expedition 1820 diesem Treiben ein Ende gesetzt hatte, überlebten die wenigen Bewohner hauptsächlich von Fischfang und Perlentauchen. Als 1960

Erdöl entdeckt wurde, zählte das britische Protektorat von der doppelten Grösse der Schweiz keine 100 000 Einwohner.

Sechzig Jahre später haben die Emirate mehr als das Hundertfache ihrer damaligen Bevölkerung. Die wirtschaftliche Prosperität schwemmte Millionen von Zuwanderern an ihre Küsten. Die wenigsten von ihnen erlangten das Bürgerrecht. Dazu muss man Muslim sein und Arabisch sprechen und bis zu dreissig Jahre warten. Wenn man mit einem Emirati verheiratet ist, reichen zehn Jahre. Bloss ein Drittel der Bevölkerung sind Araber, mehr als die Hälfte stammt aus Südasien.

Die Schweiz und die Emirate zählen bezüglich Zuwanderung zu den Spitzenreitern.

Die allermeisten Zuwanderer sind Männer. Ein Recht auf Familiennachzug gibt es nicht, dafür hundert Peitschenhiebe für ausserehelichen Sex und Steinigung für Ehebruch. Frauen stellen bloss ein Viertel der Menschen im erwerbsfähigen Alter und nur ein Drittel der Gesamtbevölkerung.

Längst haben die Herrscher der sieben Scheichtümer erkannt, dass die grosse Zahl der Ausländer ihre Herrschaft bedroht. Unter anderem leben in den Emiraten fast eine halbe Million Menschen aus dem Nachbarland Iran, gegen das sich das neue Bündnis mit Israel richtet. Eine grosse Gefahr sieht man auch in den Muslimbrüdern und ihrer Ideologie der Gleichheit aller Muslime, die sich namentlich gegen die «Herrenvölker» auf der Arabischen Halbinsel richtet.

Man hat sich daher zum Ziel gesetzt, die politische Basis zu verbreitern. Waren 2006 weniger als 7000 Männer berechtigt, an der Wahl des nationalen Konsultativrats teilzunehmen, waren es 2019 bereits 338 000. Dies sind indes noch immer bloss 3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Das Ziel, den Anteil der Emiratis an der Gesamtbevölkerung bis 2021 auf 40 Prozent anzuheben, bleibt in illusorisch weiter Ferne. Noch immer sind fast neun von zehn Einwohnern Ausländer.

Solange es der Wirtschaft gutgeht, hofft man die Situation unter Kontrolle zu haben. Aber Corona setzt der auf Erdöl, Luftfahrt, Handel und Tourismus basierenden Wirtschaft der Emirate besonders stark zu. Das Gespenst eines Aufstandes der weitgehend rechtlosen Arbeitskräfte bereitet den Scheichs schlaflose Nächte und lässt sie bisherige Tabus brechen.

Als Gegenleistung für Trumps und Netanjahus Publicity-Coup haben die USA – mit Israels stillschweigendem Einverständnis – versprochen, hypermoderne F-35-Kampfflugzeuge zu liefern. Das mag allenfalls den Iran beeindrucken, aber gegen einen Aufstand der neun Millionen Ausländer könnten die Flieger wohl wenig ausrichten.

Manchen alteingesessenen Emiratis dämmert es, dass sie auf dem Altar der Profitmaximierung ihre Heimat und die Zukunft ihrer Kinder geopfert haben könnten.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Weltstar aus Graubünden

Der Mann, der oft auf den Schnulzensänger reduziert wurde, orientierte sich an den Grössten der Klassik. Vico Torriani war ein ernsthafter Künstler, der nach Perfektion strebte.

Christian Jott Jenny



«Bella, bella donna»: Entertainer Torriani, 1990.

Am Montag wäre Vico Torriani hundert Jahre alt geworden. Wer am Samstag an der Feier zu diesem Jubiläum im Hotel «Reine Victoria» in St. Moritz dabei war, hat die Faszination dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit deutlich gespürt. 1978 geboren, bin ich eigentlich zu jung, um das Vermächtnis von Torriani richtig einschätzen zu können. Aber als wir vor vier Jahren zu seinen Ehren das Musical «Hotel Victoria» aufführten, ging ich der Faszination dieses Mannes auf den Grund. Seit ich das Amt des Gemeindepräsidenten von St. Moritz ausübe, gehöre ich per Definition zu seinen wichtigsten Nachlassverwaltern.

Als Sänger und Entertainer faszinieren mich das Leben und der Werdegang von Torriani ganz besonders. Hört man sich seine Lieder an («Bella, bella donna», «Du schwarzer Zigeuner», «Kalkutta liegt am Ganges», «Schön und kaffee-

braun»), fürchtet man, dass gleichzeitig die Kesb, der Europäische Gerichtshof und die Antirassismus-Kommission aufkreuzen könnten. Auch der Titel seiner erfolgreichsten Fernsehshow («Der goldene Schuss») wäre heute politisch nicht mehr korrekt. Doch damals traf Torriani den Nerv der Zeit.

Rare Einblicke ins Innenleben

«Der goldene Schuss» erreichte im deutschen Fernsehen eine Zuschauerquote von sagenhaften 80 Prozent. Dass es ein gelernter Koch aus der kleinen Schweiz zum Fernseh- und Musikstar in Deutschland schaffte, war eine der wohl schönsten Geschichten, die in unserer überschaubaren Unterhaltungsszene geschrieben wurden. Wie populär Torriani in Deutschland war, lässt sich an einer fast vergessenen Episode ablesen: 1977 erhielt er eine Hauptrolle im Krimiklassiker «Tatort».

Geradezu fantastisch sind für mich seine eingesungenen Kochrezepte. Wer ein Kalbsfilet zum «Filetto fantastico» befördert und dieses mit den richtigen Tönen würzt, trifft die Geschmacksnerven der Hobbyköche garantiert. Und ich kann Ihnen ausserdem garantieren: Die Rezepte funktionieren noch heute.

In meinen Recherchen zu Torriani stiess ich auf eine Aufnahme einer «Persönlich»-Sendung des Schweizer Radios aus den 1980er Jahren. Dort gab der Sänger einen der seltenen Einblicke in sein Innenleben – und sprach auch offen über seine musikalischen Orientierungspunkte: Tosti, Verdi, Puccini.

Durchbruch im Ausland

Mit anderen Worten: Der Mann, der oft auf den Schnulzensänger reduziert wurde, sich aber stets gegen dieses Klischee wehrte, bediente sich an den Grössten der Klassik. Dies zeigte mir deutlich, dass Torriani viel mehr war als der Wohlfühl-Schweizer für die leichte Unterhaltung. Er war ein ernsthafter Künstler, der nach Perfektion strebte. Dies war wohl unter anderem ein Grund, weshalb er als einer der ersten Schweizer den Durchbruch im Ausland schaffte.

Alte Weggefährten beschreiben Torriani als charmanten, jovialen Typ. Trotz (oder wegen) seines Ruhms strebte er nie nach dem Scheinwerferlicht. Für die Klatsch- und Skandalpresse war er ein schlechtes Sujet. Denn Torriani gab wenig Persönliches preis. Er wollte die Deutungshoheit über sein öffentliches Bild behalten – und weigerte sich bis zuletzt, seine Biografie schreiben zu lassen.

Als ich am Sonntagmorgen nach dem Fest zu Torrianis Jubiläum nach Hause spazierte, fragte ich mich: War dies das letzte Juhe für diesen grossartigen Entertainer? Noch habe ich keine Antwort. Aber die Überlegung, einen Platz oder eine Strasse in St. Moritz nach Vico Torriani zu benennen, sollte man aufnehmen. Einen grösseren Star hat das Bündnerland noch nie hervorgebracht.

Christian Jott Jenny ist Sänger, Entertainer, Produzent und seit dem 1. Januar 2019 Gemeindepräsident von St. Moritz.

Im wilden Osten der Union

In kurzer Zeit ist die Visegrád-Gruppe zum Machtfaktor in der EU geworden. Die Cowboy-Politiker aus Mitteleuropa bremsen Brüssel regelmässig aus.

Kurt W. Zimmermann

Die Einweihung einer Brücke ist immer eine ideale Gelegenheit für Symbolpolitik. Die neue Donaubrücke zwischen der Slowakei und Ungarn, nahe der Stadt Komárom, bot letzte Woche so eine Gelegenheit.

Ungarns Premierminister Viktor Orbán zerschchnitt mit seinem slowakischen Amtskollegen Igor Matovic das Band und sagte mit Pathos: «Wenn wir diese Region nicht organisieren, dann organisieren fremde Mächte diese Region.»

Mit «wir» meinte Orbán die Slowakei, Ungarn, Tschechien und Polen, die strategisch zentrale Zone Mitteleuropas, gelegen zwischen Russland und Deutschland. Mit fremden Mächten, die diese Region organisieren, haben sie hier wahrlich Erfahrung. Besatzungsmächte waren Türken, Preussen, Russen, Franzosen, Habsburger, Nazis und Sowjets.

In der Europäischen Union bilden die Tschechische Republik, Slowakei, Ungarn und Polen die sogenannte Visegrád-Gruppe. Das Quartett ist verfemt, berüchtigt oder heimlich bewundert, je nachdem. Es ist so etwas wie die alleinige Opposition in der EU geworden, ein Machtzentrum, mit dem noch vor wenigen Jahren niemand gerechnet hatte. Die vier sind das einzige ernsthafte Gegengewicht zur Allianz von Paris und Berlin, die in der Union dominiert.

Westliche Pirouetten-Politiker

«Wenn man Europa töten will, dann muss man nur so weitermachen», sagte etwa Frankreichs Präsident Emmanuel Macron an die Adresse der Visegrád-Gruppe. Die Konflikte zwischen Brüssel und der Visegrád-Gruppe haben zwei Ebenen. Es sind politische Divergenzen, sichtbar geworden in der Migrationsfrage, und, ebenso augenfällig, personelle Unverträglichkeiten.

Die Visegrád-Politiker sind so etwas wie die Cowboys aus dem wilden Osten der EU. Es sind kantige Charakterköpfe, mitunter mit zweifelhaftem Ruf, hemdsärmelig und nie voraus-eilend konsensbereit. Sie unterscheiden sich damit markant von geschniegelten und weichgespülten Pirouetten-Politikern wie Frankreichs Emmanuel Macron, Italiens Giuseppe



Noch schillernder als Orbán:
Tschechiens Ministerpräsident Babis.

Conte und Spaniens Pedro Sánchez. Auch die Gabe des windschnittigen Opportunismus, wie ihn Deutschlands Angela Merkel exemplarisch verkörpert, ist ihnen nicht gegeben.

Ungarns Viktor Orbán etwa ist im ständigen Angriffsmodus. Schon als Student legte er sich mit den Kommunisten an, inzwischen sieht er sich, wiewohl ein Evangelischer im tief katholischen Ungarn, als Verteidiger des christlichen Abendlandes gegen Multikulti und den Vormarsch des Islam. Als er in der Migrationskrise von 2015 als Erster die Grenzen schloss, war er für Brüssel «die Schande Europas». Wenig später machten auch die anderen EU-Nationen dicht. Dennoch starteten sie gegen Ungarn ein Verfahren wegen Verletzung europäischer Werte.

2015 war denn das Jahr, in dem der Aufstieg der Visegrád-Gruppe begann. Die EU legte europäische Quoten zur Umsiedlung der Flüchtlinge fest. Das Visegrád-Quartett stimmte geschlossen dagegen und blockierte die Idee für immer.

Ähnlich eigensinnig unterwegs ist auch Polens Präsident Andrzej Duda, ein früherer Pfadfinder. 2017 ging die EU gegen ihn vor, weil sie seine Justizreform als Demontage der Gerichte betrachtete. Duda rächte sich zwei Jahre später. Gemeinsam mit seinen Verbündeten aus Tschechien, Ungarn und der Slowakei schoss er den als EU-Kommissionschef vorgeschlagenen Frans Timmermans ab, der das Verfahren gegen

sein Land und zuvor gegen Ungarn eingeleitet hatte. «Der Triumph der Visegrád-Staaten», titelte die *Frankfurter Allgemeine*.

Noch schillernder als Orbán und Duda kommt Tschechiens Ministerpräsident Andrej Babis daher. Nach der Matura in Genf arbeitete er sich mit seinem Mischkonzern zum fünffachen Milliardär empor. Dann gründete er die «Partei der unzufriedenen Bürger» und gewann die Wahlen. Sein Verhältnis zur Union ist zerrüttet, seit das Parlament in Brüssel ihm vorwirft, EU-Fördergelder in private Projekte gesteckt zu haben. Ex-Unternehmer Babis schlug zurück, indem er zur treibenden Kraft wurde, dass die Visegrád-Gruppe – ein erneuter Erfolg – die EU-Klimaziele bis heute torpediert hat.

Viel Geld aus Brüssel

Ein ungewöhnlicher Typ ist auch der neue slowakische Premierminister Igor Matovic. Bevor er in die Politik ging, war er einer der grössten regionalen Zeitungsverleger des Landes. Bald nach seiner Wahl im Frühjahr 2020 musste er zugeben, seine Masterarbeit in Ökonomie abgeschrieben zu haben. Trotz des Plagiats trat er nicht zurück. Als Visegrád-Mitglied fiel er erstmals auf, als er eine unfaire Verteilung der EU-Ausgleichszahlungen kritisierte. Wenn es um Geld aus Brüssel geht, hat die Visegrád-Gruppe allerdings keine allzu guten Karten. Alle vier sind Nettoempfänger. Polen bekommt aus dem EU-Topf jährlich zwölf Milliarden Euro, Ungarn fünf Milliarden, die Tschechische Republik und die Slowakei um die zwei Milliarden.

Immer wieder forderte die EU darum, den widerborstigen Mitteleuropäern die Zuschüsse zu kürzen, zuletzt beim EU-Gipfel zum Corona-Paket. Die Verknüpfung von Geld und Wohlverhalten scheiterte erneut am heftigen Widerstand der Visegrád-Gruppe. «EU-Gipfel: Ungarn und Polen feiern sich als Sieger», titelte die *Welt*.

Als Viktor Orbán letzte Woche die neue Donaubrücke zwischen der Slowakei und Ungarn einweihte, erwähnte er zwar in seiner Rede, dass dieses Bauwerk von EU-Geldern aus Brüssel mitfinanziert wurde. Er erwähnte es allerdings nur am Rand.

Wenn Tiere zu Personen werden

Brauchen Tiere Grundrechte? Sind sie den Menschen gleichzustellen, zumindest teilweise? Die ethische Debatte über Tierrechte wird zunehmend zu einer juristischen.

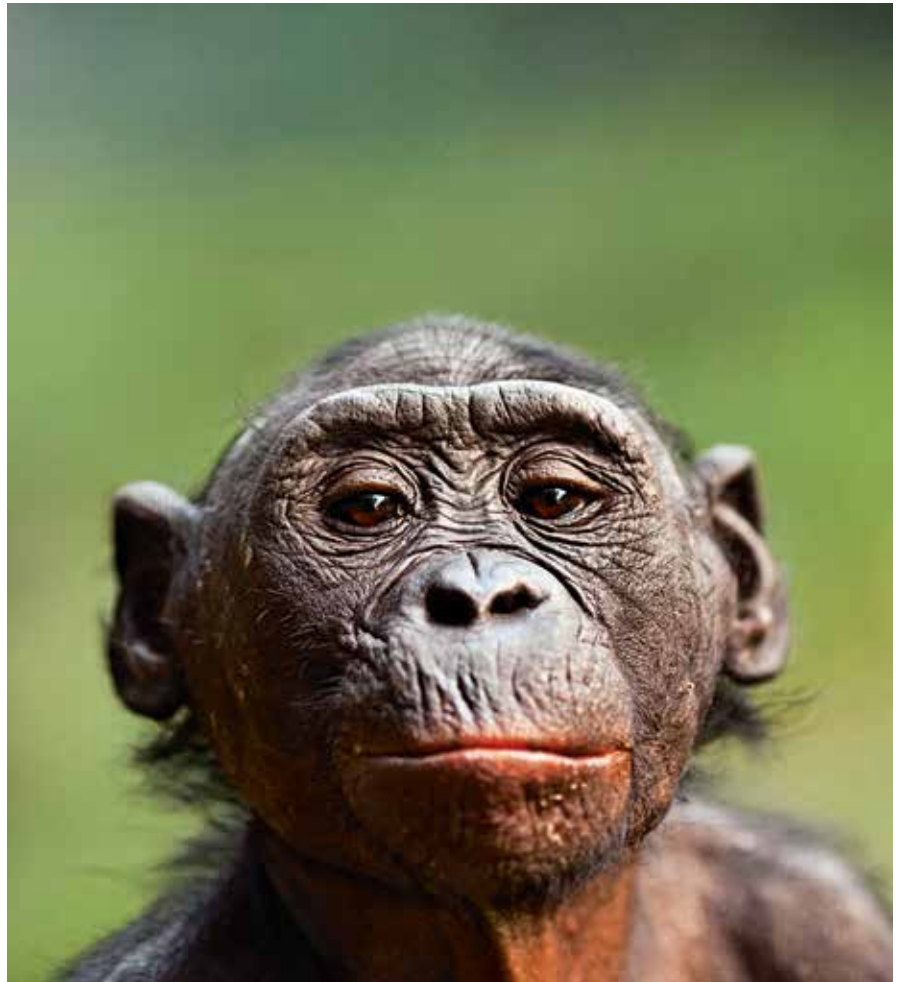
Katharina Fontana

Es ist eine Volksinitiative, die man je nach Standpunkt als Büchse der Pandora oder als Türöffner für eine bessere Welt ansehen kann. «Grundrechte für Primaten» lautet der Titel des Begehrens, über das die Basler Stimmberechtigten demnächst befinden werden und das über Basel hinaus für Aufsehen sorgt. Die Initiative will nichtmenschlichen Primaten in der Kantonsverfassung das «Recht auf Leben und auf körperliche und geistige Unversehrtheit» garantieren. Das ruft zuerst nach einer Begriffsklärung: Zu den Primaten zählen die Menschenaffen Gorilla, Orang-Utan, Schimpanse und Bonobo, daneben auch die anderen Affenarten wie Lemuren, Makaken und so fort. Menschen fallen biologisch ebenfalls unter die Kategorie der Primaten; genetisch besteht zwischen einem Menschen und einem Schimpansen ein Unterschied von bloss etwa einem Prozent.

Eine juristische Revolution?

Die Basler Regierung und das Kantonsparlament hätten das Begehren gerne für ungültig erklärt, doch der Urnengang lässt sich nicht verhindern, das hat das Bundesgericht in Lausanne vor wenigen Tagen entschieden. Lediglich eine Richterin meinte, dass nichtmenschliche Primaten gemäss Bundesrecht nicht rechtsfähig sein könnten und man ihnen deshalb auch keine Grundrechte geben könne: «Wir überschreiten hier den Rubikon.» Die Mehrheit des Richterkollegiums beurteilte das indes anders: Spezielle Rechte für nichtmenschliche Primaten seien zwar ungewöhnlich, aber mit dem Bundesrecht vereinbar. Auch verpflichte die Initiative einzig die kantonalen Behörden, den Primaten das Recht auf Leben und auf Unversehrtheit zu gewährleisten, habe aber keine unmittelbare Bindung für Private – die Basler Pharmafirmen dürften weiterhin Versuche mit Affen anstellen, und der «Zolli» müsste sein Affenhaus nicht schliessen.

Die Wirkung des Volksbegehrens ist also ziemlich beschränkt, doch gleichzeitig ist klar: Ein Ja der Basler Stimmberechtigten zu den «Grundrechten für Primaten» könnte einiges



Recht auf Würde.

ins Rollen bringen und den Boden vorbereiten, um die Rechtsstellung von Tieren allgemein und grundlegend zu verbessern. Und darum geht es letztlich.

Urheber der Grundrechte-Initiative ist die Tierrechtsbewegung Sentience Politics, die von der grünen Zürcher Nationalrätin Meret Schneider geleitet wird. Mit radikalen Tierrechtaktivisten, die sich an Schlachthöfe keteten, habe man nichts am Hut, sagte Schneider letztes Jahr im Gespräch mit der *Weltwoche*, man setze vielmehr auf direkte Demokratie. Und

das tut die Organisation mit einigem Erfolg: 2013 startete sie in mehreren Kantonen mit Ernährungsinitiativen für pflanzliche Menüs in öffentlichen Kantinen, heute spielt sie bereits auf der eidgenössischen Ebene mit: Ihre Initiative gegen Massentierhaltung, die die Bauern zu einer tierfreundlicheren Haltung im Sinne der Bio-Suisse-Standards verpflichten will, ist derzeit beim Bundesrat hängig.

Was Meret Schneider und ihre Mitstreiter mit der Basler Initiative verlangen, mag exotisch erscheinen, als Spinnerei gar. Die Forde-

rung, Tieren Grundrechte zuzugestehen, gibt allerdings international schon länger zu reden, eine ganze Armada an Tierrechtsanwälten beschäftigt sich damit. Ziel ist es, die scharfe rechtliche Grenze zwischen Mensch und Tier zu überwinden. Die meisten Fälle, die von den Aktivisten bislang aufgegriffen und vor Gericht gebracht wurden (bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte), betrafen Menschenaffen – dies, weil sie dem Menschen besonders ähnlich sind und weil sie wegen ihrer Intelligenz und ihres Ich-Bewusstseins als die naheliegendsten Kandidaten für Grundrechte angesehen werden.

Als erfolgreicher Präzedenzfall gilt der Entscheid eines argentinischen Gerichts von 2016, dank dem die Schimpansin Cecilia, die im Zoo von Mendoza alleine in einem kleinen Käfig gehalten wurde, aus ihrer «Haft» entlassen wer-

Tiere gelten zwar nicht mehr als Sachen, sie haben aber keine Rechte, die eingeklagt werden könnten.

den musste und in ein Affen-Refugium überführt werden konnte. Menschenaffen seien keine blossen Rechtsobjekte, sondern besässen Grundrechte, hielt das Gericht in seiner Begründung fest – Glück für Cecilia, der es, Bildern zufolge, am neuen Ort prächtig geht. Bei den Tierrechtsaktivisten sorgte das Urteil für Begeisterung: Die Frage sei nicht mehr, ob, sondern wann die juristische Revolution stattfinde und man neben menschlichen auch tierliche Rechtspersonen anerkenne, hiess es etwas euphorisch.

Einwände zuhauf

In der Schweiz hat die moderne Tierrechtsdebatte, die namentlich von den Werken des Australiers Peter Singer und des Amerikaners Tom Regan geprägt wurde, bisher keine allzu grossen Wellen geschlagen. Auf juristischem Gebiet ist die Frage der Tierrechte gar eine Marginalie: Wenn über Tiere gesprochen wird, dann geht es um Dinge wie die Grösse der Ställe, um die Methoden der Zucht oder der Schlachtung – und da die Schweiz nach allgemeiner Auffassung über eines der besten Tierschutzgesetze verfügt, sieht man sich moralisch nicht gross herausgefordert. Tiere gelten zwar nicht mehr als Sachen, sie haben aber auch keine eigenen Rechte, die durch juristische Vertreter eingeklagt werden könnten.

Einwände gegen Tierrechte gibt es zuhauf. Nicht alle überzeugen. Menschen verdienen aufgrund ihrer kognitiven Überlegenheit eine Sonderstellung, nur sie könnten Grundrechte haben, heisst es etwa. Das stimmt allerdings nicht, denn auch ungeborene Kinder sind rechtsfähig, ebenso juristische Personen. Rechte gingen zwingend mit Pflichten einher, lautet

ein weiterer Kritikpunkt. Auch das trifft nicht zu, denn sonst müsste man Neugeborenen, Dementen oder Komapatienten ebenfalls die Rechtsfähigkeit absprechen.

Doch vieles ist tatsächlich im Unklaren. Etwa die Frage, welche der unzähligen Tierarten als Rechtspersonen anzuerkennen wären. Sollen einzig solche mit einer menschenähnlichen Intelligenz erfasst werden, also Menschenaffen? Wie steht es mit Delfinen, Walen oder Raben, die laut Forschern als die Menschenaffen unter den Vögeln gelten? Oder soll es nicht auf die kognitiven Fähigkeiten des Tieres ankommen, sondern vielmehr auf seine Empfindungsfähigkeit? Wo im Tierreich die entsprechende Grenze verläuft, ist zwar nicht restlos klar, nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen, an denen sich die Schweiz orientiert, gelten Wirbeltiere, Kopffüsser (wie Tintenfische) und Panzerkrebse als empfindungsfähig. Wären sie alle tierliche Personen mit eigenen Rechten? Auch die Aktivisten sind sich darüber nicht einig.

Eine weitere Frage ist, über welche Rechte die Tiere verfügen sollten. Klarerweise gibt es Grundrechte, die nur auf den Menschen zugeschnitten sind, wie die Meinungsäusserungsfreiheit; ein Gorilla, ein Huhn oder eine Ratte brauchen das nicht. Auch muss nicht für jede Tiergruppe dasselbe gelten: Ein Pinscher benötigt menschliche Fürsorge, ein wildlebender Wolf nicht. Für alle Tiere dürfte es aber im Minimum um die elementaren Rechte gehen: um das Recht auf Leben, auf Würde, auf Unversehrtheit.

Denkt man das Ganze zu Ende, zeigt sich: Hätte ein weiter Kreis von Tieren Grundrechte, müsste die Gesellschaft – Konsumenten, Bauern, Forscher – radikal umdenken. «Das tierliche Recht auf Leben würde Tötungen für den Fleischkonsum weitgehend ausschliessen, insofern das Interesse des Menschen, Fleisch zu essen, in aller Regel nicht lebensnotwendig, das Interesse des Tieres am Leben hingegen existenziell ist», schreibt etwa die Schweizer Tierrechtsspezialistin Saskia Stucki. Die Tiernutzung würde stark eingeschränkt, Schweinezuchten und Schlachthöfe könnten schliessen. Man dürfte die Kuh oder die Wildsau am Ende nur noch töten, wenn sie einen angreift. Und schwer belastende Tierversuche wären wohl gleichfalls untersagt.

Wie die Abschaffung der Sklaverei

Einer Mehrheit der Bevölkerung dürfte das heute zu weit gehen. Dennoch hat die Debatte darüber, wie der Mensch mit Tieren umgehen soll und ob er ihnen nicht zu viel zumutet, durchaus sinnvolle Seiten und kann auf längere Sicht zu einem Umdenken führen. Die Tierrechtsaktivisten selber sprechen von einer Befreiungsbewegung und ziehen den Vergleich zur Sklaverei. Sie werden einen langen Atem brauchen.

Gesinnungspolitik an der Kunstschule?

Der *Tages-Anzeiger* beschrieb ihn im August als einen der gefährlichsten Neonazis der Schweiz: «Eszil» (Pseudonym), eine neunzehnjährige «Kampfmaschine» von der Winterthurer Eisenjugend, einer Art «nationalsozialistischer Eliteschule».

Am Tag danach wurde C., wie «Eszil» richtig heisst (voller Name der Redaktion bekannt), auf einer Antifa-Website geoutet, mit Name, Adresse und Fotos. Zudem wurde bekannt, dass C. an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) studiert.

Die ZHdK initiierte umgehend eine Disziplinaruntersuchung gegen eine «Person mit rechtsextremem Hintergrund». Als mögliche Sanktion wurde der Schulausschluss genannt. Vielen Studenten war das zu wenig resolut. Sie reichten eine Petition mit 2000 Unterschriften ein und forderten ultimativ C.s Exmatrikulation.

Dieser Tage wurde publik, dass C. das Gelände der ZHdK vorerst nicht betreten darf und von Lehrveranstaltungen suspendiert ist. Ob er von der Schule ausgeschlossen wird, ist offen. Bei den Massnahmen stütze man sich auf die «einschlägigen Bestimmungen der Fachhochschulverordnung», teilt die Hochschule mit.

Welchen Verordnungsartikel C. in welcher Form verletzt habe, blieb unbeantwortet, trotz Nachfrage. Damit ist unklar, auf welchen Disziplinarverstoss die Massnahme der ZHdK zurückgeht.

Möglich, aber unwahrscheinlich sind unredliches Verhalten bei Leistungskontrollen, unredliche Verwendung fremder Arbeitsergebnisse oder Missbrauch von Ausweisschriften und Vergünstigungen. Mit solchen Verstössen wurde C. bisher nicht in Verbindung gebracht. Zudem nannte die Schule explizit dessen Gedankengut als Grund der Untersuchung.

Fraglich ist, ob C. Lehrveranstaltungen störte, den Schulbetrieb beeinträchtigte oder Personen an der ZHdK bedrohte – alles Verstösse, die ebenfalls zu Suspendierung und Schulausschluss führen können. Im April rief jemand «Heil Hitler!» während einer Zoom-Vorlesung. Die ZHdK reichte Anzeige ein, allerdings gegen unbekannt.

Ein letzter Ausschlussgrund wäre «strafrechtlich erhebliches Verhalten». Ein solches konnte C. bisher nicht nachgewiesen werden, auch wenn die Staatsanwaltschaft gegen ihn ermittelt, ohne allerdings die untersuchten Straftatbestände zu nennen.

Roman Zeller

Gebt Ausländern und Jugendlichen mehr Mitsprache in der Schweiz!

Zuwanderer und Minderjährige haben in der Schweizer Politik zu wenig zu sagen. Sie sollten Referenden und Initiativen unterschreiben dürfen.

Reiner Eichenberger und Anna Maria Koukal

Die demokratischen Institutionen der Schweiz, besonders die starke direkte Demokratie und der Föderalismus, führen zu einer guten Politik und einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen Bürgern und Staat. Nun geraten diese Regeln aber unter Druck.

— Erstens wächst der Ausländeranteil und damit das Gewicht der steuerpflichtigen Einwohner ohne demokratische Rechte. Bei den Dreissig- bis Vierzigjährigen, die durch Arbeit und Familienbildung die Zukunft der Schweiz prägen, beträgt er landesweit bereits 39 Prozent, in manchen Kantonen sogar über 50 Prozent.

— Zweitens steigt die Zahl der Auslandschweizer. Obwohl sie keine Steuerpflicht in der Schweiz haben, haben sie auf nationaler Ebene weiterhin das Stimm- und Wahlrecht.

— Drittens wäre es wünschenswert, dass sich die Jugendlichen politisch wirkungsvoller einbringen könnten. Der Nationalrat hat vergangene Woche eine Senkung des Stimmrechtsalters auf 16 Jahre bejaht, aber ob ihm das Volk folgen wird, ist mehr als fraglich.

— Viertens arbeiten immer mehr Menschen nicht an demselben Ort, wo sie wohnen. So empfangen sie einen grossen Teil der Staatsleistungen am Arbeitsort, haben dort aber keine politischen Rechte.

Wie sollen die Schweizer Institutionen ihre positive Kraft entfalten, wenn die Rechte und Pflichten der Bürger und Einwohner auseinanderstreben und immer mehr von ihnen politisch nicht integriert sind? Was Ausländer, Jugendliche und Pendler politisch wünschen und denken, ist wichtig und kann der Politik Impulse geben. In der Realität ist es aber so, dass diese eher zu schwache und Auslandschweizer eher zu starke politische Rechte haben.

Mehr Lebensqualität

Die weltweit einmaligen Stärken des Schweizer Systems ermöglichen eine überzeugende Lösung des Problems. Bürger haben nämlich erstens Mitbestimmungsrechte durch die Teilnahme an Sachabstimmungen und Direktwahlen aller Parlamente sowie der Regierungs-

mitglieder auf kantonaler und kommunaler Ebene. Zweitens haben sie Mitspracherechte durch das Lancieren von Referenden und Initiativen. Mitbestimmung ist etwas anderes als Mitsprache. Dehnt man die Mitbestimmungsrechte auf weitere Gruppen aus, laufen die bisherigen Wahlberechtigten ein höheres Risiko, überstimmt zu werden; das ist für sie ein Nachteil. Die Ausweitung der Mitspracherechte hingegen bringt fast nur Vorteile.

Wir schlagen deshalb vor, den Ausländern, Auslandschweizern, Jugendlichen und Pendlern Mitsprache durch volles Initiativ- und Referendumsrecht zu geben. Sie sollen gleich wie gewöhnliche Bürger Initiativen und Referenden unterschreiben können: die Ausländer schon nach zwei Jahren Aufenthalt, die Jugendlichen ab ihrem 15. Geburtstag und die Pendler nach zwei Jahren am gleichen Arbeitsort. So könnten sie ihre Anliegen wirkungsvoll in die politischen Debatten einbringen.

So lernen die volljährigen Inländer die Anliegen der anderen Gruppen besser kennen, und sie können sie in ihren Entscheidungen berücksichtigen. Die Ausländer und die Jugendlichen werden früher integriert, ihre Verbundenheit mit dem Staat steigt. Wohl am wichtigsten aber ist die Wirkung auf die öffentlichen Diskussionen. Je grösser der Anteil politisch interessierter Medienkonsumenten wird, desto attrak-

tiver wird es, über Politik zu berichten und zu diskutieren. Die intensivere demokratische Auseinandersetzung bringt allen vor allem eines: bessere politische Entscheidungen.

Internationales Ansehen

Der Einwand, ein blosses Mitspracherecht sei wirkungslos, ist falsch. Die Kraft der direkten Demokratie kommt grossenteils aus den Referendums- und Initiativrechten. Diese erlauben es auch Minderheiten, die politische Agenda mitzuprägen. Auch der administrative Aufwand ist überschaubar, etliche Abläufe könnten vereinfacht werden durch elektronische Kommunikation. Wie steht es aber mit der Befürchtung, Mitsprache für Ausländer führe automatisch zu politischer Mitbestimmung für Ausländer? Wir teilen diese Angst nicht. Über die Erweiterung der Mitbestimmungsrechte entscheiden weiterhin allein die volljährigen Inländer.

Unser Vorschlag kann auch stufenweise eingeführt werden. Schon nur das schnelle Referendums- und Initiativrecht für Ausländer wäre ein grosser und fruchtbarer Schritt. Die Ausdehnung auf Jugendliche, Pendler und Auslandschweizer brächte weitere Vorteile. Bei vielen Entscheidungen würde sich wohl zeigen, dass diese Gruppen ganz ähnlich denken wie die angestammten Stimmberechtigten. Grössere Meinungsunterschiede hingegen würden den weiteren politischen Prozess befruchten.

Die Standortattraktivität und das internationale Ansehen der Schweiz würden dadurch gestärkt. Zuwanderer hätten schon nach wenigen Jahren politische Rechte, die sie in ihren Heimatländern nicht haben. Wer hier Initiativen und Referenden auslösen kann, wird dieses Recht bald auch in seiner Heimat einfordern. So könnte die Schweiz einen Beitrag zur weltweiten Stärkung der Demokratie und Steigerung der Lebensqualität leisten.



Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor des Instituts CREMA.

Anna Maria Koukal ist Postdoc-Forscherin an der Universität Freiburg und der Fernuniversität Schweiz.

Journalismus wie in goldenen Zeiten

Das letzte grosse Duell im Schweizer Journalismus ist die Rivalität zwischen Migros und Coop.



Für Bundesrat Alain Berset war es das perfekte Podium. Er erreichte auf einen Schlag 2 267 000 Leser.

«Der Vaterschaftsurlaub ist absolut finanzierbar», wusste Berset. Die frohe Botschaft verkündete er im *Migros-Magazin*.

Das *Migros-Magazin* ist ein Koloss. Es hat in der Deutschschweiz eine wöchentliche Auflage von gegen 1,6 Millionen Exemplaren und erreicht über 2,2 Millionen Leser. Die Auflage liegt damit eine halbe Million höher als die Auflage aller Abo-Zeitungen zusammen, von *Blick* bis *NZZ*.

Das *Migros-Magazin* ist trotzdem nur die Nummer zwei in diesem Markt. Noch eine Spur grösser ist die *Coopzeitung*. Sie hat gar eine wöchentliche Auflage von über 1,8 Millionen und erreicht 2,4 Millionen Leser.

Wenn es in unseren Medien eine weltweite Exklusivität gibt, dann sind es diese beiden einzigartigen Titel aus zwei Detailhandelskonzernen. So was kennt sonst niemand.

Bemerkenswert daran ist, wie ambitioniert Coop und Migros als Herausgeber sind. Ihre Magazine sind über achtzig Seiten stark. Sie werden nicht, wie bei Kundenmagazinen sonst üblich, gratis im Laden aufgelegt, sondern per Post in die Briefkästen geliefert. Und, der wichtigste Punkt, sie sind journalistisch hochklassige Produkte.

Beide fokussieren auf Gesellschafts- und Lifestyle-Themen, viel Natur, viel Familienleben, viel Gesundheit und Wellness und besonders viel Küche und Food. Die Reportage über den Käser aus den Alpen und der Test von Olivenöl aus Italien sind dabei auch vom *Blick* ins Einkaufsregal inspiriert.

Natürlich sprechen sich die Redaktionen mit den Marketing-Abteilungen ihrer Konzerne ab. Logischerweise schreibt man dann über die schönsten Picknickplätze des Landes, wenn das eigene Haus gerade eine Grill-Aktion im Angebot hat. Es ist trotzdem erstaunlich, wie wenig reine Verkaufspromotion sich in den Spalten findet und wie viel Spielraum die Journalisten bei der Themenwahl haben.

Es gibt wenig Direktiven von oben, sagt man auf beiden Redaktionen. Das ist glaubhaft. Die beiden Blätter haben tatsächlich

Es ist trotzdem erstaunlich, wie wenig reine Verkaufspromotion sich in den Spalten findet.

wenig mit puren PR-Gazetten gemein. Das erklärt sich auch aus der publizistischen Tradition. Die *Coopzeitung* entstand als *Genossenschaftliches Volksblatt* bereits 1902. Das *Migros-Magazin* wurde als *Wir Brückenbauer* 1942 gegründet.

Zurückhaltend ist man hingegen mit politischen Themen. Bei der *Coopzeitung* kommt generell keine Politik ins Blatt. Man will ja keine Kunden verärgern. Die Migros-Journalisten schreiben zwar über Politik, halten sich aber mit eigenen Positionen äusserst zurück. Der Aufruf für den Vaterschaftsurlaub von Alain Berset war eine Ausnahme, weil die Migros, wie auch Coop, bereits einen dreiwöchigen Vaterschaftsurlaub kennt.

Und damit sind wir beim interessantesten Teil in diesem Markt. *Coopzeitung* und *Migros-Magazin* sind eines der letzten Segmente, in

denen sich zwei gutdotierte Redaktionen ein publizistisches Duell liefern, so wie das früher bei den grossen Regionalzeitungen der Fall war. Beide Magazine leisten sich Redaktionen, die, mit Grafik und Produktion, um die fünfzig Köpfe stark sind. Das ist wie in den goldenen Zeiten des Gewerbes. Sparübungen gab es nie.

Die Journalisten der beiden Blätter beobachten und belauern sich permanent. Die *Coopzeitung* führt sogar eine wöchentliche Marktforschung durch, die vom Publikum die Themen und die Gestaltung der beiden Konkurrenten bewerten lässt. Solchen Aufwand betreibt sonst in der Branche niemand mehr.

Man kann es sich leisten. *Migros-Magazin* wie *Coopzeitung* sind in ihren Jahresabschlüssen hochprofitabel.

Allerdings muss man ihre Bilanz relativieren. Beide haben drei Einnahmequellen. Da sind zuerst die Inserate des Stammhauses und seiner Töchter von Denner bis Fust. Dazu kommen Anzeigen von Lieferanten, von Coca-Cola bis Zweifel Chips, auf die man sanften Druck ausüben kann. Daneben hat man auch unabhängige Anzeigenkunden, vor allem aus der Reise- und Gesundheitsbranche. Würde man die Eigeninserate von Coop und Migros wegrechnen, dann verwandelten sich die zwei hochprofitablen Blätter schnell in schwer defizitäre Titel.

Dennoch sollten wir uns über diesen helvetischen Sonderfall freuen. Die zwei Detailhändler Migros und Coop liefern sich den heftigsten Zweikampf der Schweizer Wirtschaft. Ihre zwei Wochenmagazine tun dasselbe in der Medienbranche.

Dompteurin ihrer Familie

Géraldine Knie hat den schillernden Zirkus-Clan in der Krise zusammengeführt. Wie ist ihr das gelungen?

Thomas Renggli

Am Himmel kreist ein Fischreiher. Die Sonne gewinnt den Kampf gegen die lichten Nebelschwaden. Das Gras glitzert im Morgentau. Über der Berner Allmend liegt der Zauber des Frühherbstes – und auf dem weiten Grün weiden Araberpfeder und Kamele. Der Circus Knie ist in der Stadt.

Géraldine Knie führt durch den Wagenpark und um die Pferdeboxen. Sie grüsst jeden Mitarbeiter mit Namen und zeigt stolz aufs Zelt: «Sieht es nicht wunderschön aus?» Die 47-jährige Zirkusfrau verströmt gute Laune. Seit Anfang September ist das Leben in den Circus Knie zurückgekehrt. Und bis Ende Jahr soll ein Teil dessen nachgeholt werden, was zwischen März und August verlorenging: Einnahmen und Umsätze im Millionenbereich. Illusionen macht sich Knie aber keine: «Wirtschaftlich geht es um Schadensbegrenzung.» Viel wichtiger sei, dass man wieder spielen und das Publikum unterhalten könne: «Mit unserem Programm bringen wir den Menschen einen Teil der Normalität zurück.»

Mitten im Sturm

Das Familienunternehmen Knie blickt auf schwierige Monate zurück. Nicht einmal während des Zweiten Weltkriegs war der Spielbetrieb derart lange ausgesetzt wie nun während Corona. Und mitten im Sturm steht Géraldine Knie, als künstlerische Direktorin und Nachfolgerin ihres Vaters Fredy Knie jun. seit 2019 die neue Frontfrau im wohl populärsten Schweizer Betrieb.

Damit markiert sie in mehrerer Hinsicht einen Kulturwandel: Einerseits ist sie der erste weibliche Chef des Zirkus, andererseits bricht sie mit der Tradition ihres Vaters, der das Unternehmen im Stile eines Patrons führte. Géraldine Knie bezeichnet ihren Vater zwar als grosses Vorbild und wichtigen Orientierungspunkt. Gleichzeitig hat sie sich überraschend schnell von ihm emanzipiert und ihre eigenen Ideen eingebracht: «Manchmal bin ich selber erstaunt, dass mein Vater hinter den von mir zusammengestellten Shows steht.»



«Teil der Normalität»: Frontfrau Knie mit Tochter Chanel.

Die grösste Leistung der Direktorin fand aber nicht im Scheinwerferlicht, sondern hinter den Kulissen statt. Géraldine Knie, die nach der Tochter von Charlie Chaplin getauft wurde, nutzte die Gunst der Stunde während des Lockdowns und öffnete die Tür für eine bemerkenswerte Rückkehr: Seit diesem Jahr bringt Rolf Knie, Kunstmaler, Unternehmer in eigener Sache und nicht immer gleicher Meinung wie Bruder Fredy, seine Stimme wieder ins operative Geschäft des Nationalzirkus ein.

Géraldine Knie sagt dazu: «Wir haben ein derart wunderbares Unternehmen, dass wir alle am selben Strick ziehen sollten – gerade in so schwierigen Zeiten.» Erst in einer ernst-

haften Krise erkenne man die wahren Freunde. Oder mit anderen Worten: «Familie bleibt Familie. Positiv an der Krise war, dass Rolf mehr Zeit hatte und wir uns oft sehen konnten. Das habe ich sehr genossen.»

Knies Worte spiegeln einen erstaunlichen Kulturwandel im berühmtesten Schweizer Zirkus. Stand vorher das Anciennitätsprinzip über allem und besass Fredy Knie jun. quasi per definitionem das letzte Wort, gilt nun ein schon fast basisdemokratisches Mitspracherecht. Dazu passt, dass Rolf Knie die Vakanz im Verwaltungsrat mit IT-Unternehmer Peter Schöpfer nach seiner Wahl besetzte und so seinen Einfluss zusätzlich steigerte.

Das Gesicht des Zirkus freilich ist Géraldine Knie. Und sie strahlt auch in diesen schweren Zeiten neuen Optimismus aus. Zur medialen «Dauerbewachung» sagt sie: «Ich liebe den Zirkus – und ich könnte das Zirkuszelt jeden Tag abküssen. Wir wollen das Publikum glücklich machen. Und da gehören die Medien dazu. Und wir sind bereit, etwas zu bieten.»

Momentan ist dies umso wichtiger, als die Wirkungen von Corona den Zirkus noch lange beschäftigen dürften. Aufgrund der Sicherheitsmassnahmen darf das Zelt bis auf weiteres nur mit 1000 Besuchern besetzt werden – bei einer Kapazität von 2200 Plätzen. Dass es je so weit kommen würde, glaubte Knie noch in der Woche vor dem Lockdown nicht: «Alles war bereit für die Premiere am 19. März: die Artisten, die Arbeiter, das Zelt, die Platzeinteilungen, die Ticketlisten. Und plötzlich trat das Unvorstellbare trotzdem ein. Wir probten noch zwei Tage weiter, aber dann mussten wir einsehen, dass es keinen Sinn ergibt. So bauten wir das Zelt ab und stornierten alle Vorstellungen.»

«Alles, aber das nicht»

Der Stillstand traf alle auf dem falschen Fuss – vor allem die Artisten aus der ganzen Welt: aus Kolumbien, Argentinien, Russland, Frankreich, Spanien, Tschechien, Italien und der Uk-

Seit diesem Jahr bringt Rolf Knie seine Stimme wieder ins operative Geschäft des Nationalzirkus ein.

raine. Sie konnten nicht einfach nach Hause reisen, sondern sassen in Rapperswil-Jona fest. Obwohl in den Verträgen eine Klausel bestand, dass das Arbeitsverhältnis im Falle einer Pandemie aufgelöst werden könnte, entschloss sich der Knie-Verwaltungsrat, die Belegschaft weiterzubehalten und beim Winterquartier in Rapperswil zusammenzuhalten.

So entstand zwischen Kinderzoo und Sportanlage Lido der vielleicht interessanteste Campingplatz der Schweiz: mit Zirkusartisten aus allen Himmelsrichtungen mit viel freier Zeit. Hilfe kam von der Stadt, in Form von unkompliziert gewährter Kurzarbeit und der Erlaubnis, den Fussballplatz benutzen zu dürfen. Jeden Tag wurden heisse Fussballpartien ausgetragen; zur grossen Freude aller, vor allem der Südländer.

Géraldine Knie erzählt lachend: «Die Kolumbianer fragten uns irgendwann, was sie der Familie Knie schenken können, um sich zu bedanken. Ich sagte: «Lasst doch bitte die anderen auch mal gewinnen.» Denn mein Mann spielt in der gegnerischen Mannschaft. Leider wollten die Kolumbianer davon nichts wissen. Sie sagten: «Alles, aber das nicht.»»

Das sportliche Treiben während des Lockdowns könnte eine alte Tradition im Zirkus

wiederaufleben lassen: den FC Knie, der bis in die neunziger Jahre zum Zirkusinventar gehörte, dann aber wegen Sicherheitsbedenken von Fredy Knie jun. die rote Karte sah. Nun macht sich Ivan Frédéric, der älteste Sohn von Géraldine, für das fussballerische Erbe stark. Da könnte sogar der gestrenge Ball-sportverweigerer Fredy jun. schwach werden. Géraldine Knie sagt: «Ivan ist die grosse Liebe meines Vaters. Und den Wunsch seines Enkels könnte der Grossvater wohl nicht so einfach ausschlagen.»

So stehen die Zeichen im Circus Knie dank der neuen Direktorin auf Tauwetter. Und auch im operativen Bereich könnte dies zu einer Neuausrichtung führen und den Trend zu weniger Spielorten und längerer Aufenthaltsdauer auf den einzelnen Plätzen beschleunigen. Knie sagt dazu: «Das Reisen ist sehr teuer. Da muss man im Hinblick auf die Zukunft sicher bereit sein, die Situation zu überdenken. Schliesslich ist das Publikum mobiler als früher – und wir haben eine andere Technik. Aber dieser Prozess ist nicht neu. Früher gastierten wir an 60 Orten – in diesem Jahr wären es 32 gewesen.»

Bei allen wirtschaftlichen Überlegungen bleibt die emotionale Komponente im Vordergrund: «Wir wollen mit unserem Programm die Menschen verzaubern und für zwei Stunden vom Alltag ablenken.» Dies gelingt im Herbst 2020 perfekt. Schon zu Beginn der Show, wenn zehn Motorradfahrer in horren-dem Tempo durchs Chapiteau fliegen und in einer sechs Meter messenden Stahlkugel Kopf und Kragen riskieren, erhebt sich das Publikum zu Standing Ovationen: «Das habe ich so noch nie erlebt», sagt Knie – und fügt augenzwinkernd an: «Wäre jeder Platz belegt, müsste man Angst ums Zelt haben.»

Dirigent spielt Schlagzeug

Obwohl Géraldine Knie die wirtschaftliche Seite genau im Auge behält und zusammen mit ihrer Cousine Doris Knie, der administrativen Direktorin, um jeden Franken kämpft («Im achtköpfigen Zirkusorchester spielt der Dirigent nun auch Schlagzeug. So konnten wir eine Stelle sparen») – so richtig wohl scheint sie sich als Krisenmanagerin nicht zu fühlen: «Das Wichtigste in diesen Zeiten war, dass ich niemanden entlassen musste. Wir beschäftigen Mitarbeiter, die teilweise schon vierzig Jahre bei uns sind. Das hätte ich nicht übers Herz gebracht.»

Es sind exakt solche Aussagen, die Géraldine Knie in diesen Tagen zur wichtigsten Person im Nationalzirkus machen. Denn neben wirtschaftlichem Kalkül und strategischer Weitsicht sind in Corona-Zeiten auch andere Qualitäten gefragt: Empathie, Charme und Zuversicht. Und dies trägt die Direktorin auch dann ins Unternehmen, wenn ausserhalb des Zirkuszeltens die Welt unterzugehen scheint.



Bald Ministerpräsidentin?
Parteichefin Meloni.

Meloni überflügelt Salvini

Giorgia Meloni und ihre postfaschistische Partei «Fratelli d'Italia» («Brüder Italiens») sind die keineswegs heimlichen, aber in Schlagzeilen und Kommentaren irgendwie verheimlichten Sieger der Regionalwahlen vom Sonntag. In sieben der insgesamt zwanzig Regionen Italiens wurde gewählt, und nur in einer gab es einen Machtwechsel: In den Marken in Mittelitalien verlor die Linke – nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochener Herrschaft. Genaue gesagt, es siegte der Kandidat der «Brüder Italiens», unterstützt von den beiden anderen Parteien des Mitte-rechts-Bündnisses, Lega und Forza Italia.

Im Februar 2019 hatten die «Brüder Italiens» erstmals bei Regionalwahlen, in den Abruzzen, den siegreichen Kandidaten gestellt. Aber auch anderswo läuft es gut für die Partei und ihre eloquente Vorsitzende. In Apulien und Kampanien in Süditalien sind sie soeben zur stärksten politischen Kraft der Rechten aufgestiegen. In nationalen Umfragen liegen die «Brüder Italiens» inzwischen bei 16 Prozent, gleichauf mit der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung, formal die stärkste Kraft in der Linkskoalition unter Ministerpräsident Giuseppe Conte. Meloni hat zudem schon vor Monaten Salvini in der persönlichen Beliebtheitswertung überflügelt – mit derzeit 36 zu 31 Prozent. Die 43 Jahre alte Römerin ist die mit Abstand beliebteste Parteichefin des Landes. Ihre Ambitionen auf das Amt des Regierungschefs verheimlicht sie nicht, so wenig wie ihre Freude über die jüngsten Wahlerfolge. Meloni wäre die erste Frau im höchsten Regierungsamt Italiens.

Matthias Rüb

Alles auf Anfang

Die Grünliberalen zieht es dorthin zurück, von wo sie aufgebrochen sind: ins links-grüne Lager.

Erik Ebnetter

Es ist Mittwoch, der 16. September, die zweite Woche der Herbstsession. Der Nationalrat beschäftigt sich mit Vorstössen zu Kriegsmaterialexporten, Eigenmietwert und Entschädigungspflicht von Arbeitgebern bei sexueller Belästigung am Arbeitsplatz. Lange Debatten bleiben aus. Die Meinungen sind gemacht, auch bei den Grünliberalen (GLP), die in wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen eigentlich ein bürgerliches Profil pflegen: Sie stimmen bei all diesen Vorlagen mit SP und den Grünen.

Das fügt sich in das Bild, das die Grünliberale Partei seit den Wahlen abgibt. Sie befürwortete im Nationalrat die Konzernverantwortungsinitiative und die Reduktion von Geschäftsmieten für zwangsgeschlossene Betriebe, um zwei Beispiele zu nennen, die viel zu reden gaben. Gleichzeitig wehrte sie sich gegen den Vorschlag, die Ausschüttung der Nationalbank zur Tilgung der Corona-Schulden einzusetzen. Die Fronten waren auch in diesen Fällen übersichtlich: hier SP und Grüne mitsamt GLP, da SVP und FDP, teils unterstützt von der CVP.

Solidarität mit Besetzern

Entstanden sind die Grünliberalen vor über fünfzehn Jahren als bürgerliche Abspaltung der Grünen, ironischerweise mit derselben Ambition, die einst die Grünen angetrieben hatte: das Links-rechts-Schema zu überwinden. Die Grünen lösten diesen Anspruch nie ein und politisieren seit Jahrzehnten kompromisslos links. Nun zieht es auch die Grünliberalen dorthin zurück, von wo sie aufgebrochen sind. Am Montag solidarisierten sie sich mit den Demonstranten, die den Bundesplatz besetzten und eine linke Klimapolitik forderten. Rechtsstaatliche Prinzipien, von Liberalen errungen, wichen dem Kampf für die angeblich gute Sache.

Auch personell stehen die Grünliberalen den linken Parteien näher als den bürgerlichen. Fraktionschefin Tiana Angelina Moser ist mit SP-Nationalrat Matthias Aebischer liiert. Die ehemalige SP-Nationalrätin Chantal Galadé hat sich der GLP angeschlossen, ebenso der frühere Nationalrat Daniel Frei, einst



Regelmässig überstimmt: Gründervater Bäumle.

Präsident der SP Zürich. Ähnlich prominente Wechsel von FDP oder gar SVP zur GLP gab es keine. Konrad Langhart, ehemaliger Präsident der SVP Zürich, ging zur CVP, nachdem er die Klimapolitik seiner Partei kritisiert hatte. Ein Übertritt zu den Grünliberalen wäre für ihn ein grösserer Schritt nach links gewesen.

Dass die SP noch im Juni 2019 ein «Sündenregister» der Grünliberalen veröffentlichte, ist vergessen. Damals ging es um deren Sozial- und Gesundheitspolitik, die aus Sicht der Sozialdemokraten den «rechtsbürgerlichen Block» gestärkt habe. Dieser Tage stimmten die Grünliberalen bei zwei Motionen der nationalrätlichen Sozial- und Gesundheitskommission mit der SP gegen diesen Block. Schon in der Sommersession spielte diese Allianz.

Das ist auch eine Folge des Wahlerfolgs von 2019, der zudem einen Generationenwechsel brachte. Thomas Weibel, ein leiser Mann mit konservativen Instinkten, gehörte jahrelang zu den einflussreichsten Figuren in der GLP-Fraktion. Er zog sich aus der Politik zurück und hinterliess eine Lücke, die unter anderem die stärker links positionierte Vizepräsidentin Kathrin Bertschy füllt. Sogar Gründervater Martin Bäumle, lang die tonangebende Persönlichkeit in der Partei, wird in der Fraktion mit den vielen neuen Gesichtern nun regelmässig überstimmt. Er selber sagte schon vor den Wahlen 2019, die GLP habe sich nach links bewegt. Das hat sich seither nur bestätigt.



INSIDE WASHINGTON

Hoffen auf den TV-Showdown

Präsident Donald Trump hat seine Lektion gelernt: Es dreht sich alles um Erwartungen. Kurz vor der ersten Präsidentschaftsdebatte sagt Trump nun plötzlich: ««Sleepy Joe» Biden wird sich grossartig schlagen!»

Im Vorfeld des Parteikonvents der Demokraten spottete Trump über die mentale Verfassung seines demokratischen Gegners und deutete wiederholt an, dass «Slow Joe» zu verwirrt sei, um zu wissen, wo er sich befinde, geschweige denn imstande sei, ein Land zu regieren.

Doch dann überraschte Biden sogar seine Anhänger. Der 77-Jährige las vom Teleprompter ab wie ein Profi. Die Demokraten verspürten einen Schub. Und jetzt behauptet Trump, Biden werde «zwei Stunden auftrumpfen wie nie zuvor».

Minimaler Einfluss

Fest steht derzeit einzig, dass die Debatte am 29. September tatsächlich stattfindet. Aber die eigentliche Frage ist: Spielt die landesweit im Fernsehen übertragene Präsidentschaftsdebatte für den Wahlausgang eine Rolle?

Das Gallup-Umfrageinstitut stellte fest, dass «seit dem Aufkommen der im Fernsehen übertragenen Präsidentschaftsdebatten vor fast einem halben Jahrhundert keine Präsidentschaftsdebatte einen wesentlichen Einfluss auf die Wahlergebnisse» hatte.

Das Meinungsforschungsunternehmen nennt nur zwei Ausnahmen: 1960 und 2000, «beides sehr knappe Wahlen, bei denen selbst kleine Abweichungen über den Sieg hätten entscheiden können». Mit anderen Worten: Debatten spielen nur eine minime Rolle.

Aber wenn eine Wahl mit einer minimalen Anzahl von Stimmen entschieden wird, wie viele Beobachter diesmal voraussagen, könnte ein Showdown in einer Fernsehdebatte den grossen Unterschied ausmachen.

Amy Holmes

Gute und schlechte Migration

Erfolg hat, wer Einwanderung nach Qualifikation und kultureller Kompatibilität steuert.



Über Migration zu reden, ohne Aggressionen zu wecken und ohne dass Missverständnisse entstehen, ist nicht leicht. Menschen, die sich entscheiden, ihr Land oder ihre Heimat zu verlassen und ihr Glück in fremden Ländern suchen, tun dies, weil sie sich davon für sich und ihre Familien eine Verbesserung ihres persönlichen Geschicks erhoffen. Diese Hoffnung ist legitim. Genauso legitim ist es aber auch für Staaten, Gesellschaften und ihre einheimische Bevölkerung, zu überlegen, welche Einwanderung sie zulassen wollen, und die staatliche Politik danach auszurichten. Es gibt kein Menschenrecht auf Einwanderung in ein fremdes Land.

Der menschliche Wohlstand hängt ab von Wissen, Arbeit, der Qualität des Rechts und der staatlichen Institutionen sowie dem Willen der Menschen zum kooperativen Zusammenwirken. Jedes einzelne Land auf der Welt, unabhängig von seiner Grösse und geografischen Lage, kann in wenigen Generationen den Wohlstand von Schweden oder der Schweiz erwerben, wenn es ein vergleichbares Sozialmodell umsetzt und in der gesellschaftlichen Kultur verankert. Die grossen Wanderungsströme der Gegenwart nach Europa kommen aus Afrika und dem westlichen Asien und damit ausnahmslos aus Ländern ohne stabile Institutionen und ein tragfähiges Sozialmodell, dafür aber mit einem explosiven Bevölkerungswachstum.

Für die Länder des westlichen Europa ist seit dem Zweiten Weltkrieg klar, dass sie Asyl für politisch Verfolgte gewähren. Das gilt aber nur für eine kleine Minderheit: In Deutschland wird der Asylstatus letztlich weniger als einem Pro-

zent der Asylbewerber zuerkannt. Klar ist ferner, dass Kriegsflüchtlinge Anspruch auf temporären Schutz haben sollten. Dieser Schutz wird aber am besten nahe ihrer Heimat gewährt. Das sollten die Länder Europas unterstützen, eine Einwanderung nach Europa ist dafür nicht nötig. Es verbleibt die Migration aus wirtschaftlichen Gründen. Seit Jahren fällt die weit überwiegende Zahl der Asylbewerber in Europa in diese Kategorie. Jedes Land hat grundsätzlich das Recht, nach Kriterien der Wirtschaftlichkeit und Nützlichkeit über den Umfang, die Art, die Struktur und die Herkunft der von ihm zugelassenen Einwanderer zu entscheiden. Die Erfahrung zeigt, dass Einwanderung umso spannungsfreier ist, je

Es gibt kein Menschenrecht auf Einwanderung in ein fremdes Land.

grösser die kulturelle Nähe der Einwanderer zur aufnehmenden Bevölkerung ist. Die Erfahrung zeigt weiterhin, dass Einwanderer nur dann einen wirtschaftlichen Nutzen stiften, wenn sie knappe Qualifikationen mitbringen, eine hohe Erwerbsquote haben und den Sozialstaat nicht überdurchschnittlich beanspruchen. Das lässt sich auch rein rechnerisch sehr klar nachweisen.

Gemessen an diesen Massstäben, war und ist die Einwanderung aus Afrika und dem westlichen Asien für Deutschland (und für ganz Europa) wirtschaftlich ein Verlustgeschäft. Das gilt auch für die sogenannte Gastarbeitergeneration und ihre Nachkommen und betrifft sowohl die Wohlstandsmehrung als auch den fiskalischen

Nutzen. Faktoren wie Kriminalität oder religiöser Fundamentalismus gehören natürlich ebenfalls zu einer vollständigen Betrachtung.

Einwanderung wurde immer dort für die einheimische Bevölkerung zu einem wirtschaftlichen und sozialen Erfolg, wo die Politik die Einwanderung nach Qualifikation und kultureller Kompatibilität wirksam gesteuert hat. Das war bei den klassischen westlichen Einwanderungsländern USA, Kanada, Australien und Neuseeland durchweg der Fall. Im Unterschied dazu gibt es bis heute in Europa keine wirksame Steuerung der Einwanderung aus Afrika und dem westlichen Asien – und leider auch keine Idee, wie man damit in Zukunft umgehen soll.

Vor diesem Hintergrund einer gefühlten Unlösbarkeit werden politische Tendenzen verständlich, Einwanderung generell schönzureden. Für solch einen romantisierenden Silberblick ist der Uno-Migrationspakt ein unrühmliches Beispiel. In meinem jüngsten Buch habe ich in einer umfassenden historischen Untersuchung gezeigt, dass Einwanderung in der gesamten Menschheitsgeschichte für die einheimische Bevölkerung weit überwiegend bedrohlich und nachteilig war. Es gibt hier stabile Muster und Zusammenhänge, die grundsätzlich auch für die Gegenwart gelten. Speziell für Länder Afrikas und des westlichen Asien gilt, dass sie das ungezügelte Bevölkerungswachstum in den Griff bekommen und ein stabiles Sozialmodell verwirklichen müssen. Auswanderungszahlen, die gross genug wären, diese Länder demografisch wirksam zu entlasten, würden gleichzeitig die Kultur und die Gesellschaften in den Ländern Europas tödlich gefährden.

Ankunft der Laptop-Nomaden

Der Kraftwerkbau katapultierte das Wallis einst über Nacht vom Barock in die Moderne. Nun verändert Lonzas Erfolg im Biopharma-Geschäft den Bergkanton erneut.

Luzius Theler

Sie starben qualvoll. Wochenlang sassen sie kerzengerade im Krankenbett und husteten sich die Seele aus dem Leib. Der Atem ging pfeifend und röchelnd. Doch den Kampf gegen den langsamen Erstickungstod gewann keiner. Denn die vom feinen Quarzstaub versteinerten Lungen der Silikose-Opfer versagten, und die Männer ertranken in der eigenen Körperflüssigkeit. Man nannte sie die aufrecht Sterbenden.

Die so jämmerlich Krepierenden waren Stollenarbeiter im besten Alter. Sie hatten jene Granitkristalle bei den Bohrarbeiten für die Stollensysteme der Kraftwerkbauten in die Lungenbläschen bekommen, die sie später umbrachten. Die Experten der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt wollten schon in den 1930er Jahren die Arbeitsbedingungen verbessern. Doch die Bauherrschaften legten sich quer und redeten sich damit heraus, die Mineure söffen zwischen den langen Schichten einfach zu viel und erkrankten darum.

Selbst als die Silikose als Berufskrankheit anerkannt war, holten sich noch viele Felsenbohrer die tödlichen Steinstaublungen. Für den zügigeren Vortrieb winkten fette Prämien. Diese Vorgaben waren mit der neu eingeführten Nassbohrtechnik nicht zu erreichen. Darum rissen sich die Bergleute die Schutzmasken vom Gesicht, drehten die Wasserzufuhr zu, bohrten trocken weiter und holten sich so die ersehnten Zulagen und den frühen Tod.

Hochburg des Baugewerbes

Die Silikose-Toten gehörten zum Preis, den das Wallis dafür bezahlte, dass es dank Kraftwerkbauten und Industrialisierung praktisch über Nacht vom Barock in die Moderne katapultiert wurde. Der eben noch bergbäuerlich geprägte Kanton erstarkte wirtschaftlich, eine breite Bevölkerung erreichte bescheidenen Wohlstand. Jetzt steht wieder eine industrielle und gesellschaftliche Umwälzung an. Das Wallis ist Tourismusland, Hochburg des Baugewerbes, versierter Dienstleister. Dazu und vor allem: Es bildet den zweitwichtigste Pharma- und Chemiestandort der Schweiz nach Basel.

Anders als in den Gründerzeiten, als die Besserqualifizierten oft aus der Deutschschweiz kamen, geben dieser Tage auch Einheimische den Ton an. Spitzenleute wie der Oberwalliser Beat In-Albon schafften es bis in das oberste Management von Lonza. Er gilt zusammen mit dem inzwischen ebenfalls bei Lonza ausgeschiedenen CEO Richard Ridinger als Architekt und Impulsgeber des fulminanten Erfolges der letzten Jahre. Lonza ist jetzt Treiber einer rasanten Entwicklung im Biopharma-Sektor. Die Börse gerät schier aus dem Häuschen, und die Aktionäre sind verzaubert und verzückt ob all dem Geldsegen.

Existenzbedrohende Krisen

Im Stammhaus von Lonza in Visp investiert das Unternehmen eine Milliarde Franken in das Ibex-Projekt. In dunklen Gebäudekomplexen, die an die Kaaba in Mekka gemahnen, fahren fachkundige Belegschaften pharmazeutische Spitzenproduktionen für die halbe Welt hoch. Dazu reichen schweizerische Fachkräfte nicht aus. Visp zieht Hochqualifizierte aus vieler Herren Länder an. Sie sorgen dafür, dass die Produktionssysteme das ausspucken, was das internationale Biopharma-Business haben will. So gilt Lonza als gesetzt für die Herstellung von Impfstoffen gegen das Coronavirus.

Die Antikörper-Anreger, die uns morgen schon Social Distancing und Masken im Gesicht ersparen sollen, sind allerdings nur ein Teil dessen, was die hochmodernen Fertigungslinien bald im Auftrag von Dutzenden von Firmen herstellen werden. Die Häutung der Walliser Schlüsselindustrie ist auf Kurs. Das war nicht immer so. Regelmässig machte das Unternehmen teils existenzbedrohende Krisen durch: bei der Umstellung von Karbid auf Dünger, bei der Inbetriebnahme der ersten Benzinspaltanlage, beim Umstieg auf die Feinchemie. Nicht selten kam es zu Entlassungen.

Aus jüngeren schmerzhaften Erfahrungen hat Lonza jedoch gelernt: Beim Ibex-Geschäftsmodell vermeidet der Konzern einen Fehler, der beim früheren Customer Manufacturing manchmal zu teuren Flops führte. Das Unternehmen hatte sich damals bei der riskanten Entwicklung von neuen Produkten direkt engagiert. In den Ibex-Gebäuden stellt Lonza nun hochkomplexe Produktionsanlagen und Know-how zur Verfügung und lässt sich dafür gut abgelden, jeden Monat und cash.

International breites Echo

Fachwissen ist nur dann zu haben, wenn Menschen kommen, die darüber verfügen. Es müssen Hunderte den Weg hinter die sieben Berge der Berner und der Walliser Alpen finden, wenn die Wette auf die Zukunft gelingen soll. Die Ankunft der Hochqualifizierten, dieser Laptop-Nomaden und Biopharma-Söldner, wird die Region verändern und prägen. Bisher fanden die Ausschreibungen von Ibex-Schlüsselposten international breites Echo. Der Lonza-Slogan, laut dem man doch dort arbeiten sollte, wo andere Ferien machten, entwickelt Zugkraft. Und das ist gut für das ganze Land: endlich *brain gain* statt *brain drain*.

Das Bild vom knorrigen Arbeiterbauern, der während der Schichtarbeit sehnsüchtig an seine Schafe und Kampfkühe denkt, stimmt nicht mehr. Noch in den 1950er Jahren drohten die Anlagen im Visper Werk stillzustehen, wenn die Zeit der Heuernte anbrach. Bergbauern waren sie seit Menschengedenken, Industriearbeiter





Fast eine Verdoppelung der Belegschaft in weniger als zehn Jahren: Visp mit Lonza-Werk.

einzig auf Abruf. Die bergbäuerliche Gesellschaft, in der die Existenz von Bodenbesitz und Viehhabe abhing, sah mit Verachtung auf die ersten «Fabrikler» herab. «*Der geit jetzu öü ambri in die Dräckbüda ga folge*» – da gehe wieder einer hinunter in die Dreckbude in Visp und müsse dort gehorchen –, hiess es.

17 Berufe für Schulabgänger

Welcher Wandel, 123 Jahre später! Was nun im Werk in Visp abgeht, ist beispiellos in der Geschichte von Lonza. Innert eines Jahres werden im Zuge des Ausbaus und der Inbetriebnahme der weitläufigen Ibex-Komplexe 800 zusätzliche Festangestellte auf die Lohnlisten genommen. Die Belegschaft wächst auf rund 4000 Personen – fast eine Verdoppelung in weniger als zehn Jahren. Die Lonza-Leute stammen aus rund fünfzig verschiedenen Nationen. Der Anteil der Beschäftigten mit Hochschul- und Fachhochschulabschluss wächst.

Die meisten Schichtarbeiter verfügen über eine solide Berufsausbildung und haben sich im Werk zusätzlich spezialisiert. Lonza rekrutiert zwar weltweit, bildet aber auch eigenen Nachwuchs heran: Jeder zwölfte Oberwalliser Jugendliche, der aus der Orientierungsschule kommt, erlernt bei Lonza einen von siebzehn Berufen. Ein Drittel der zurzeit 231 Lehrlinge nimmt nach der Berufslehre ein Studium an einer Fachhochschule auf.

Als ob die Implementierung der gewaltigen Ibex-Kiste nicht genug Veränderung und Unruhe brächte, hat der Verwaltungsrat die Ausgliederung und den Verkauf der Spezialitätenchemie-Sparte beschlossen. Sie trägt immer noch rund 600 Millionen Franken zum Umsatz von 1,4 Milliarden des Visper Standorts bei.

Für manche Analysten kommt der Spin-off überraschend. Ursprünglich wollte man den Verkauf der Spezialitätenchemie und der Micro-

Die Weichen für künftige Geniestreiche müssten heute gestellt werden.

bial Control Solutions erst 2023 realisieren. Schon vor Jahren war indes klar, dass Pflanzenschutzmittel und Krebsmedikamente der jüngsten Generation unter einem Dach keine Synergien mehr bringen.

Dass alles ruck, zuck gehen muss, betrachten Kenner von Lonza durchaus als Vorteil. Der Grund: Ein anderer Eigentümer kann der Spezialitätenchemie die nötigen Impulse vermitteln. In jüngerer Vergangenheit ist diese Sparte bei der Zuteilung von Mitteln stiefmütterlich behandelt worden. Viele gute Ideen cleverer Mitarbeitender blieben auf der Strecke, weil der biopharmazeutische Klassenprimus alle Gelder verschlang.

Sollte der neue Eigner nicht just ein Konkurrent mit bedeutenden Überschneidungen und damit hohem Restrukturierungszwang sein, sondern aus der Private-Equity-Ecke kommen, sind Perspektiven und Potenziale exzellent. Gerade in der Spezialitätenchemie gilt: Wer Geld verdienen will, muss erst einmal Geld in die Hand nehmen – viel Geld. Der Verkaufspreis für das eine von zwei Standbeinen von Lonza wird auf rund 3,5 Milliarden Franken beziffert.

Formidable Zukunftsmusik

Und die Zukunftsaussichten von Lonza nach der Konzentration einzig auf Biopharmazeutika? Intime Kenner der Strategie des Walliser Schlüsselunternehmens gehen davon aus, dass bis ins Jahr 2030 oder vielleicht sogar bis 2035 Portfolio und Positionierung stimmen. Dank Investitionen und Ingeniosität wird der Renditegesang weiter anschwellen. Die operative Ebene ist für die formidable Zukunftsmusik glänzend aufgestellt.

Anders sieht es laut Branchenspezialisten auf der Verwaltungsratsebene aus: In seiner heutigen Zusammensetzung biete dieses Gremium keine Gewähr dafür, dass eine umsetzungstaugliche Zukunftsstrategie über die Lebensdauer des Ibex-Konzeptes hinaus erkennbar wäre, lautet der kritische Befund. Und die Weichen für künftige Geniestreiche auf längere Sicht müssten heute schon gestellt werden.

Kulleraugen ruinieren das Hirn

Eine neue Baby-Ästhetik prägt die Kinderzimmer und Kinderfilme.

Auf Netflix tummeln sich grossäugige Lolitas. Die Zeiten von «Tom und Jerry» sind vorbei.

Daniela Niederberger

Waren Sie kürzlich auf Youtube oder bei Franz Carl Weber? Ich schon. Im Spielzeugladen guckten mich Plüschtiere jeglicher Art mit Glubschaugen an. Ich sah rundherum Püppchen – etwa die O.M.G. Fashion Dolls – mit übergrossen Köpfen und Kulleraugen. Herzig. Auf Youtube schminken sich erwachsene Frauen als *dolls* oder Anime-Figuren.

Sie sei schon ganz allergisch auf «cute» (oder eben: herzig), schrieb Mary Wakefield im britischen Magazin *Spectator*. Ihr vierjähriger Bub liebt die Serie «Paw Patrol» auf Netflix, in der Welpen-Polizisten Tierjunge retten. Nie ein altes oder hässliches Tier.

Körper stösst Dopamin aus

Ich bin nicht mehr auf dem Laufenden, seit meine beiden Töchter Teenager sind; aber avvertiert von Mary Wakefield, sah ich mich genauer um. Und eben, wo Cinderella noch normale Proportionen hatte, hat Eiskönigin Elsa nun einen grossen Kopf und enorme Augen. Woody aus «Toy Story» war einst ein normaler Holzmännchen, jetzt gibt es ihn in der *Jööö*-Version. Und Glubschis, so weit das Auge reicht. Da sieht der Teddybär der Traditionsmarke Steiff alt und verhärtet aus im Vergleich.

Er entspricht nicht dem Kindchenschema: grosser Kopf, kleines Gesicht, runde Augen, Näschen und plumpe Glieder. Diese Merkmale lösen automatisch Fürsorgereflexe aus, wie Konrad Lorenz im 19. Jahrhundert herausfand. Spätere Studien bestätigten: Beim Blick in Babygesichter stösst unser Körper Dopamin aus, wir wollen beschützen.

Dies alles bündelt sich in Hello Kitty, der Urfigur des Herzigen. Hello Kitty eroberte die Welt, sehr zum Leidwesen meines Mannes. Als unsere erste Tochter klein war, wollte ich ihr etwas Entsprechendes kaufen. Aber nichts da! Hello Kitty kam ihm nicht ins Haus. Überhaupt nichts Rosarotes und kein Glitzer.



Glubschaugen überall:
Beanie-Boos-Einhorn.

Der selbsternannte Stilpolizist wachte darüber, dass sein Töchterchen gestreifte oder unifarbene Pullis und Röcke trug. Heimlich kaufte ich doch ein Hello-Kitty-Röckchen, worauf sein Töchterlein nur noch das anziehen wollte («Ich hab es sooo geliebt!», sagt sie noch heute).

Später kam die Phase mit Prinzessin Lillifee. Sie wünschte sich von der Gotte alles – Kostüm mit Feenstab, Bücher mit Plüschband, Teller und Tasse – und erhielt alles. Einwände liess diese nicht gelten. Gott sei Dank, muss man sagen. Ich habe nämlich von einer Frau gelesen, die ähnlich rigide Eltern hatte. Mit dem Resultat, dass sie heute mit Vorliebe Rosa und Pink trägt.

Hello Kitty ist die Verkörperung des japanischen Prinzips «Kawaii». *Kawaii* bedeutet «liebenswert, süss und kindlich». Seit den siebziger Jahren erfasste es erst die japanische Gesellschaft, dann Asien und seit den nuller Jahren den Westen. In Japan stellt die Polizei bei Strassenabsperungen rosa Plastikhäuschen auf. Es gibt eine Hello-Kitty-Flugzeugflotte, Hello-Kitty-WC-Deckel und Hello-Kitty-Freizeitparks. Der in Tokio lebende Autor Andreas Neuenkirchen schreibt im Buch «Kawaii Mania» (2019): «Letztens kam mal wieder Post vom Finanzamt. Dreimal war das Maskottchen der Behörde auf dem Umschlag: Es flog, es tanzte, es freute sich einfach.»

Mit rauer Stimme angekräht

Bei uns daheim wurde vor ein paar Jahren wie wild gezeichnet: Kakteen, Cupcakes oder Kackehäufchen – alles hatte grosse Augen. *Kawaii*. Unterdessen hielt das Smartphone Einzug, und da wunderte ich mich letztthin, als ich



Automatisch Fürsorgereflexe:
Elsa und Anna aus «Frozen».

ein Foto meiner jüngeren Tochter mit ihren Freundinnen sah. Die sahen alle so schön aus, fast überirdisch. Bis ich merkte: ein Filter.

Auf Youtube und Tiktok kann man Tausenden von Frauen zusehen, wie sie sich japanisch schminken. Sie haben riesige Augen (Linsen u. a.), Mündchen und herzförmig zulaufende Gesichter. Transparente Klebebänder! Zu den bekannteren gehört Rinrin Doll, die sich zur lebenden Puppe stylt.

Wo ausgewachsene Frauen Kinderkleidchen anziehen, ist es ein kleiner Schritt zur Lolita. Es gibt «Kawaii»-Sex; und «Hentai», Cartoon-Pornos, boomen offenbar. Man will es gar nicht wissen.

Warum gibt es im Internet so viele Katzenvideos? Weil wir Katzen herzig finden, egal, wie hinterhältig sie sind. Unser Kater ist das beste Beispiel. Er ist halb Perser, mit bauschigem Fell, türkis Augen und Mini-Gesichtchen. Schläft er auf dem Sofa, können unsere Töchter nicht anders, als ihn abzuküssen: «Jööö, er isch sooo heeerezig!» Dabei, kommt das Fressen nicht zeitig in den Napf, wird man mit rauer Stimme angekräht, und sind wir ein paar Stunden zu lange weg, folgt die Strafe auf dem Fuss: Er brunzt meinem Mann in den Sneaker.

In einem Punkt kann ich Mary Wakefield beruhigen: Abgesehen von Katzen muss die Fixierung aufs Niedliche nicht permanent bleiben. So bei unserer Tochter: Eben noch war es Lillifee, jetzt sind es schwarze Nägel und Doc Martens.



«Post vom Finanzamt»:
Hello Kitty.

Visionen der Präsidentin

Wie Frau von der Leyen uns allen den Weg für ein besseres Leben in der Welt von morgen bahnt.



Am 16. Juli vergangenen Jahres wurde Ursula von der Leyen vom Europaparlament zur Präsidentin der Europäischen Kommission gewählt. 383 Abgeordnete hatten für sie gestimmt, neun mehr als die absolute Mehrheit von 374 Mitgliedern des Parlaments, die für die Wahl notwendig war. Sie fühle sich «so geehrt», erklärte die Kandidatin der Europäischen Volkspartei nach der Abstimmung; und was den knappen Vorsprung angeht, der sie in das Amt brachte, sagte sie, in der Demokratie sei eine Mehrheit eine Mehrheit. Was es war, das den Ausschlag für Ursula von der Leyen gegeben hatte, deutete ihr Vorgänger Jean-Claude Juncker in einem Tweet an seine Nachfolgerin an: «Endlich steht die erste Frau an der Spitze der EU-Kommission.»

Frau von der Leyen, die bereits als Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und als Bundesministerin für Arbeit und Soziales unter Angela Merkel gearbeitet hatte, bevor sie als Bundesministerin der Verteidigung krachend scheiterte – ein Vorgang, den jetzt ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss aufzuklären versucht –, setzte schon am Wahltag zu einem Sprung nach vorne an: Sie werde «die Einheit Europas gegen Versuche der Spaltung und globale Herausforderungen verteidigen» und Europa bis 2050 zum «ersten klimaneutralen Kontinent der Welt» machen, zwei vollmundig-waghalsige Aussagen, wenn man bedenkt, dass sie nur für fünf Jahre gewählt wurde. Und dass nicht einmal die Götter wissen, was in dieser Zeit und danach alles passieren kann.

Ursula von der Leyen trat ihr Amt am 1. Dezember 2019 an. Vor knapp zwei Wochen zog sie

in einer «Rede zur Lage der Union» eine erste Zwischenbilanz ihres Wirkens – mit Ausblicken in die Zukunft. Um zu wissen, was da auf uns zukommt, sollte man diese Rede gehört oder wenigstens in Auszügen gelesen haben. Ich habe es getan, tun Sie es bitte auch. Es lohnt sich.

Frau von der Leyen, die in ihrer Doktorarbeit «fremde Textpassagen» übernommen hat, ohne «die Originalautoren korrekt zu kennzeichnen», wie eine Kommission der Medizinischen Hochschule Hannover 2016 festgestellt hat, ohne ihr freilich den Dokortitel abzuerkennen, da nur 20 Prozent der Arbeit «fehlerhaft» waren – Frau von der Leyen erinnert uns daran, dass «Pandemien schon in der Vergangenheit immer wieder den Lauf der Geschichte verändert» haben. «Sie lassen uns die Welt mit anderen Augen sehen und erinnern uns an die für uns wichtigen Dinge des Lebens: wie sehr wir es brauchen, unsere Familienmitglieder in den Arm zu nehmen, oder wie gut es tut, die Natur um uns herum zu erleben. Pandemien lassen uns infrage stellen, wie wir etwas tun, und hinterfragen, wie es anders vielleicht besser geht. Sie sind eine Chance, unsere Zukunft neu zu gestalten.»

Binsen, die in ihrer Banalität kaum zu ertragen und an Grausamkeit nicht zu überbieten sind. So kann man/frau mit dem Leiden der anderen politisch Kasse machen. «Die vergangenen sechs Monate», sagt Frau von der Leyen, «haben uns viel gelehrt – etwa den Vorteil, Mitglied einer Union von 27 Nationen zu sein, die sich aufeinander verlassen können, wenn es hart auf hart kommt. Und diese Pandemie gibt uns die Chance, gestärkt

aus dieser schweren Zeit hervorzugehen.» Denn: «Das ist die Stunde Europas. Europa muss wieder Fahrt aufnehmen und seinen Bürgerinnen und Bürgern den Weg für ein besseres Leben in der Welt von morgen bahnen.»

Was hat denn Europa – für Frau von der Leyen ein Synonym für die EU – bis jetzt getan? Irgendwo auf einem Parkplatz zwischen Brüssel und Strassburg gewartet, bis eine Pandemie ausbricht? Hat jemand die Organe der EU daran gehindert, Vorsorge für den Fall einer Pandemie zu treffen, bevor es ernst wurde? Und wo Frau von der Leyen schon dabei ist, uns allen den Weg für ein besseres Leben in der Welt von morgen zu bahnen, muss auch die Migrationspolitik neu gedacht werden. Auch da jagt eine Binse die andere. Wir müssen «das Thema gemeinsam angehen, mit all den Herausforderungen und Chancen, die sich bieten». Migration werde «immer Teil unseres Lebens und der europäischen Realität bleiben», ein Blick in die Nachrichten genüge, «um die Dringlichkeit zu erkennen, eine dauerhafte Lösung für alle zu finden».

Nun, ganz so ist es nicht. Ein Blick in die Nachrichten genügt, um zu erkennen, dass die EU ein Phantom ist, das eine Pandemie brauchte, um aus dem Koma zu erwachen. Und dass Frau von der Leyen eine Labertasche ist, eitel und überfordert, die ihren Aufstieg zur Präsidentin der EU-Kommission der immerwährenden Gültigkeit des Peter-Prinzips verdankt, demgemäss es in einer komplexen Hierarchie nur eine Frage der Zeit ist, bis «jede Position von einem Mitarbeiter besetzt wird, der unfähig ist, seine Aufgabe zu erfüllen».

Unterschätzter Prinz, erfolgreicher Fürst

Albert II. sitzt seit fünfzehn Jahren auf dem Thron Monacos.

Entgegen manchen Unkenrufen hat er die Weichen neu gestellt und gute Zeichen gesetzt.

Bettina de Cosnac



Er nutzte die Zeit auf unerwartete Weise: Fürst Albert II., Gattin Charlene, Zwillinge.

Er ist ein tapferer Bergsteiger», zitierte vor gut zehn Jahren ein Schweizer Magazin den Hotelier Art Furrer, der mit Fürst Albert II. den Aletschgletscher erklimmen hatte. «Er konnte auf der Tour gut mithalten.» Das kann Fürst Albert II. tatsächlich. Nicht nur im Sport, sondern auch in der Politik. Seit seiner Inthronisation vor fünfzehn Jahren, im Juli 2005, ist er Regent im legendären Fürstentum Monaco. Angesichts der weltweiten Corona-Krise interessierte das Jubiläum wenig. Auch der Fürst hatte sich angesteckt. Keine grossen Feierlichkeiten, der Palast beschränkte sich auf ein fünfminütiges, über die Social Media verbreitetes Video als resümierende Hommage: «12. Juli 2005 bis 12. Juli 2020 – 15 Jahre der Regentschaft von Fürst Albert II. von Monaco».

Schade eigentlich, denn Albert II. hat im Fürstentum entgegen manchen Unkenrufen die Weichen neu gestellt und gute Zeichen gesetzt. Lange wurde der am 14. März 1958 geborene Erbprinz Albert Alexandre Louis Pierre Grimaldi, Marquis des Baux, unterschätzt. Schon als Teenager stand er abseits des Rampenlichts seiner Schlagzeilen machenden Schwestern: der um ein Jahr älteren Prinzessin Caroline und der sieben Jahre jüngeren Prinzessin Stéphanie.

Später prägte die weltgewandte Caroline, Industriellen-Witwe und in dritter Ehe Ihre Königliche Hoheit von Hannover, nachhaltig Monacos Kultur. Prinzessin Stéphanie hingegen lebte nach schmerzvoller erzwungener Scheidung in offenen Beziehungen und jenseits ihrer Heimat. Es war ihre Art, den von ihr

als Schlagersängerin zum Hit avancierten Song «Ouragan» stürmisch vorzuleben. Heute ist sie sozial engagiert. Ihrem Fürstenbruder zuliebe auch in Monaco, wo sie das von ihrem Vater gegründete internationale Zirkusfestival engagiert leitet.

Lange Warteschleife

Die Unterschätzung Alberts war vor allem seinem allmächtigen Vater, Fürst Rainier III., geschuldet. Verheiratet mit Grace Kelly, eleganter Schwan von Hollywood und Hitchcock-Ikone, machte er in fulminantem Aufstieg das kleine Fürstentum an der französischen Riviera zu dem, was es bis Anfang des 21. Jahrhunderts blieb – ein komfortables Nest der Reichen und Schönen, der Galas und des Geldes. Letzteres verstand Rainier III. selbst ausgezeichnet zu

verdienen und anzulegen. Damit nicht genug. Längst bevor der Begriff «Marketing» fester Bestandteil der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre wurde, vermarktete Rainier III. seine Hochzeit mit Grace Kelly weltweit als Glamour-Hochzeit, nutzte modernste Medien. Inner- und ausserhalb des Fürstentums löste er einen Paparazzi-Hype um die Grimaldis aus. Das gut zweieinhalb Fussballfelder kleine Fürstentum wurde zur rentablen Marke «Monaco». Der Vaterfürst war ein misstrauischer Alleinherrscher und ein von diffiziler Kindheit geprägter Monarch. Der überraschende Tod der Fürstin erschütterte 1982 das Land und die Familie bis ins Mark. Innerlich gebrochen, regierte Rainier III. trotz Herzoperationen beharrlich bis zu seinem Tod weiter.

Albert harrete in der langen Warteschleife auf den Thron. Der als schüchtern geltende Erbprinz nutzte die Zeit auf unerwartete Weise. Er wurde Olympionike, suchte sich damit die grösste sportliche Herausforderung auf Erden. Seine Disziplin, Bobsleigh, war exotisch für Monaco. Unbeirrbar trainierte er von 1984 bis 2001, verlor, trainierte weiter. Teilnehmen war für ihn nicht nur alles, es stärkte ihn und brachte ihm Respekt.

Die Wartezeit wurde auch zur politischen Einarbeitungszeit, die dem jungen Rainier III. verwehrt gewesen war und seinen Anfang erschwerte. Zwar befand Monsignore, sein Sohn «arbeite langsam», aber «er kenne seine Akten». Und er sei nett, in seinen Augen vielleicht «zu nett». Ein Etikett ohne Lorbeer. Aber gerade seine soziale Umgänglichkeit machte den Erbprinzen bei den Monegassen beliebt. Der von seiner amerikanischen Mutter, von lockeren *summer camps* und US-Studienzeiten geprägte junge Teamplayer wurde für seine «Offenheit» und seinen Hang zum «Bad in der Menge», das sein Vater verabscheute, hochgelobt. Und der Nette zeigte auf dem Thron durchaus Durchsetzungsfähigkeit und klare Vorstellungen, die er, so die Zwischenbilanz seiner Regentschaft, zielsicher verfolgte.

Grosse Geschichte im Kleinen

So war es ihm ein Anliegen, Monaco in der internationalen Politik eine einflussreiche Stimme zu geben. Schon 1993 vertrat er das gerade Vollmitglied gewordene Fürstentum bei der Uno. Stete politische Reisen rund um den Globus öffneten seinen persönlichen Horizont und dem Land Wirtschaftstüren. Als Regent suchte er die Annäherung an den Europarat und die Europäische Union, die dem Fürstentum im Gegenzug demokratischere Regierungsstrukturen auferlegte. Und als andere Länder noch zögerten, reiste der Kronprinz 2001 zum offiziellen Staatsbesuch zu Putin in die Russische Föderation und warb auch als Regent dafür, dass Oligarchen – neben Sportlern – sich im Fürstentum niederliessen. Das Bestreben seines Vaters, un-

abhängiger von Frankreich zu werden, setzte er fort. Grosse Geschichte manifestiert sich auch im Kleinen. So reist Albert II. zwar von Wien bis Indien, folgt aber regelmässig auch den Spuren seiner Ahnen in tiefste französische Provinz. Er pflegt das Monegassische, die Sprache und Kultur, aber auch den Kult um die Dynastie. Klug initiierte er ein identitätsstiftendes Folklore-Treffen, «Historische Grimaldi-Stätten». Alle zwei Jahren wandelt Monaco auf den Spuren der Herrscherfamilie.

Fürst Albert II. verfolgt eine internationale Friedenspolitik im Grossen wie im Kleinen. Monaco ist Arbeitgeber für 41 Nationen. Ein mehrsprachiges Land, in dem die monegassische Minderheit bevorzugt behandelt wird, jedoch um ihren Lebensstandard angesichts steigender Lebenshaltungskosten kämpft. Das Bildungssystem ist auf dem neuesten technologischen Stand. Unternehmen profitieren von sinnvollen Steueranreizen. Das Fürsten-

Aber gerade seine soziale Umgänglichkeit machte ihn bei den Monegassen beliebt.

tum punktet. Es kennt weder Terrorismus noch gewalttätige Ausschreitungen wie der Nachbar Frankreich. Strikte Sicherheitspolitik und engmaschige Videoüberwachung verhindern dies. Schmuck in Millionenhöhe kann hier weiterhin zur Schau getragen werden. Und was die OECD-Liste der Geldwäscheländer betrifft, so kooperiert das Land seit Jahren, um die Achillesferse abzuschneiden.

Des Fürsten Präferenz ist die Umweltpolitik. Jahrzehnte vor einer Greta Thunberg mahnte er vor den verheerenden Folgen des Klimawandels, unternahm Forschungsreisen wie schon Albert I., sein ururgrossväterliches Vorbild. Bereits ein Jahr nach «Amtsantritt» gründete der junge Fürst seine Umweltstiftung und



„Man sagt, sie stehen unter Datenschutz!“

brachte das steinige, von kleinen, pittoresken Oasen durchpflanzte Fürstentum auf die grosse grüne Schiene: Elektrobuss, Dachbegrünung, CO₂-arme Industrien und die Gründung einer neuen Formel 1, die Monte-Carlo-Elektroauto-Rallye. Heere Ziele – mit Widersprüchen. Im Juni 2020 kritisierten internationale Umweltschutzorganisationen Monacos Politik der Landgewinnung im Mittelmeer als unvereinbar mit dem maritimen Umweltschutz.

Ebenso liess die planerische Umgestaltung des Glücksrittersviertels Monte Carlo kostbare Grünoasen dem Asphalt weichen. Konsequente Offenlegung der Privatjet-Reisen des Fürstenpaars und des CO₂-Ausstosses des Palastes fehlen ebenso wie ein einsehbares «grünes» Verwaltungsmanagement. Ein «Barometer der öffentlichen Politik» findet sich nur bis 2016. Dennoch kann dem Fürsten die parallele Verfolgung einer «Geld-Moralpolitik» nicht abgesprochen werden. Aber in die eigenen Finanzkarten lässt sich der Fürst – wie die meisten Herrscher – schwer schauen. Er gilt 2020 als reichster Monarch der Welt. Mit seinem Privatvermögen liegt er angeblich vor jenem der Queen. Halb Monaco gehört ihm dank Erbauerfürst Rainier III. und Charles III., der 1856 das lukrative Glücksspiel nach Monaco holte und das Casino nebst der Société des Bains de Mer gründete. Schon als Erbprinz zählte Albert zu den – finanziell – begehrtesten Junggesellen der Welt. Über seine Zukünftige liess er verlauten: «Sie muss nicht reich sein.» Auch hier blieb der Fürst sich treu und ehelichte 2011 die bürgerliche, in Rhodesien geborene Schwimmerin Charlene Wittstock. Neben den legitimen Thronerben, Zwillinge, zeugte er zuvor zwei uneheliche Kinder, die er nur unter Druck anerkannte. Aber honi soit qui mal y pense – Monarchen misst man nicht mit bürgerlichen Moralvorstellungen.

Politisches Beben

Schlimmer ist das Eigentor in Sachen Fussball – des Fürsten liebstes Kind. Nach langem politischem Zögern durfte am 23. Dezember 2011 erstmals ein ausländischer Aktionär sich in den im Abstieg begriffenen Fussballklub AS Monaco einkaufen. Der Milliardär Dimitri Rybolovlev erwarb die Aktienmehrheit. Seit 2015 ist der Russe jedoch in Skandalprozesse und Korruption im Fürstentum verwickelt. Hohe monegassische Minister – darunter Justiz und Inneres – sowie Polizei-Funktionäre mussten wegen Bestechung gehen. Ein schweres politisches Beben, das bis heute nachwirkt: Fürst Albert II., um den sauberen Ruf des Fürstentums besorgt, weiss nicht, wie gut er aufgeräumt hat.

Dr. phil. Bettina de Cosnac, deutsch-französische Journalistin und Autorin, ist eine profunde Kennerin des Fürstentums Monaco. 2002 erschien von ihr die hochbeachtete Biografie «Der Clan von Monaco – Geschichte und Gegenwart der Grimaldis».

Eigene Präferenzen

Nr. 38 – «Die besten Gemeinden der Schweiz»
Grosses Gemeinderating der *Weltwoche*

Ich habe an verschiedensten Orten in der Schweiz und im Ausland gewohnt und lebe nun seit über zwanzig Jahren in Küsnacht ZH. Diese Gemeinde mit rund 14 000 Einwohnern rangiert auf dem bescheidenen 176. Platz von 933 untersuchten Gemeinden. Da kann ich nur den Kopf schütteln. Natürlich schätzt jeder Mensch die Lebensqualität an seinem Wohnort nach eigenen Präferenzen ein, und diese unterscheiden sich zweifellos stark. Lebensqualität hat immer auch einen Preis. Deshalb haben für mich solche Gemeinderatings nicht einmal den Wert des Papiers, auf dem sie geschrieben stehen.

Jürg Dangel, Küsnacht

Mit scharfem Griffel

Nr. 38 – «Die Versuchung der Macht»
Titelgeschichte der *Weltwoche*

Die verführerische Machtfülle eröffnet selbst «kleinen Beamten» die Möglichkeit, den nicht willfähigen Bürger zu drangsalieren. Der Beamte ist immer im Vorteil: Er hat Zeit, er hat Geld, er hat jegliche Hilfen im Hintergrund. Das heisst, er hat, unter dem Hut der Befehlsgewalt, wie die obersten Vorbilder zeigen, Macht in Hülle und Fülle. Beim normalen Bürger ist alles nur beschränkt vorhanden. Er kann nur die Faust im Sack machen. Nur wenn die Bürger zusammenstehen, können sie dem Einhalt gebieten! Walter Samuel Bösch, St. Gallen

Die *Weltwoche* ist meist scharfsinnig und schreibt mit scharfem Griffel – eine wertvolle

Kombination in den oft flachen medialen Gewässern. Doch das Titelbild der letzten Ausgabe ist geschmacklos und der *Weltwoche* unwürdig.
Roland Oswald, Zug

Von wem unabhängig?

Nr. 38 – «Von wem machen wir uns abhängig?»
Micheline Calmy-Rey zur Abstimmung über neue Kampfjets

Die neuen Kampfflugzeuge sind von entscheidender strategischer Bedeutung. Daher ist die Typenwahl eine politische. Bundesrat und Parlament müssen ihn fällen. Das Volk legt in der Verfassung die Aufgaben des Bundes fest. Der Bundesrat trägt die Verantwortung für die Ausrüstung der Armee. Er verfügt über die nötigen, klassifizierten Informationen, die er nicht veröffentlichen darf. Daher kann nur er das bestgeeignete Flugzeug für die Schweiz wählen.

Die Schweiz ist aus völkerrechtlicher Sicht verpflichtet, das Territorium und den Luftraum als integralen Bestandteil der Souveränität zu schützen und zu verteidigen. Unsere Verfassung verlangt den Schutz von Land und Bevölkerung durch die Armee (Art. 2), und dazu gehört unabdingbar auch der Schweizer Luftraum. Unabhängig ist nur, wer etwas selbst herstellt. Die Schweiz hat weder die Industrie noch das Know-how dafür. Zudem ist die Welt so vernetzt, dass kein Anbieter unabhängig ist. Auch wenn wir ein europäisches Flugzeug kaufen, steckt darin amerikanische Technik. Ein Ja zum Kampfflugzeugkredit heisst, die strategische Bedeutung unserer Armee und Luftwaffe anzuerkennen und Verantwortung für uns und unsere nächsten Generationen zu tragen.

Markus Gygax, ehem. Kdt. Luftwaffe

Nur ein Weltzeitfunke

Nr. 38 – «Uns wird es nicht ewig geben»
Katharina Fontana im Gespräch mit Kathrin Altwegg

Gemessen am Weltalter von 13,4 Milliarden Jahren, existiert intelligentes Leben auf der Erde gerade einen Augenblick. Die Klimaveränderung wird voraussichtlich in Kürze die Erde wieder unbewohnbar machen. Intelligentes Leben wäre also nicht mehr als ein Weltzeitfunke. Man wird kaum herausfinden können, ob es im Andromedanebel je einen Johann Sebastian Bach gegeben hat. Balz Baechli, Zollikon

Daumen drücken

Nr. 38 – «Philipp Kutters Sternstunden»
Hubert Mooser über den CVP-Nationalrat

Nein, ich vermag die Lobgesänge über den CVP-Nationalrat Philipp Kutter nicht mitzusingen. Auch wenn der ehemalige Präsident des Wädenswiler Jugendparlaments in Bern den Tausendsassa geben will, zeichnen seine Verdienste in der zehnjährigen Amtszeit als Wädenswiler Stadtpräsident ein anderes Bild. Unter seiner Führung mutierte die einst prosperierende Industriegemeinde Wädenswil zur verarmten Energie- und Bildungsstadt und erreicht im *Weltwoche*-Gemeinderating den kläglichen Platz 106. Für Wädenswil wäre es segensreich, wenn er als Bundesrat in Bern Karriere machen würde. Man sollte ihm die Daumen drücken!
Walter Tassarolo, Hütten

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Ruth Bader Ginsburg (1933–2020) Robert W. Gore (1937–2020)



Herausragende Juristin, popkulturelle Ikone: Ruth Bader Ginsburg.

Auf Porträts wird ihr oft eine Krone aufgesetzt. Oder sie wird mit Boxhandschuhen abgebildet. Ihr ganz spezielles Markenzeichen aber war ein Jabot, ein Kragen, von denen sie eine ganze Sammlung besass. Ruth Bader Ginsburg, zierlich, zäh und resolut, war eine popkulturelle Ikone, die ihre zahllosen Anhänger grenzenlos begeisterte. Vor allem aber war sie eine herausragende Juristin, eine Vorkämpferin für die Rechte der Frauen und ein Vorbild für Millionen Amerikanerinnen.

Ruth Bader wurde 1933 in Brooklyn geboren, als Tochter jüdischer Einwanderer. Sie brillierte an der Universität, doch trotz Bestnoten wurde sie von keiner Kanzlei eingestellt. Diese Zurückweisung, die sie bereits im Studium erlebt hatte, prägte sie. Vor dem Supreme Court, dem Obersten Gerichtshof der USA, erzielte sie mehrere spektakuläre Erfolge mit Diskriminierungsklagen. Sie habe sich in jener Zeit als eine Art Kindergärtnerin gefühlt, die dem männlich besetzten Obersten Gerichtshof habe erklären müssen, dass es so etwas wie Geschlechterdiskriminierung überhaupt gebe, meinte Ginsburg in einem ihrer trockenen Kommentare, für die sie berühmt war.

Schon als Studentin lernte Ruth Bader ihren Mann Martin kennen, mit dem sie zwei Kinder bekam – eine glückliche Verbindung, die ihrer Zeit voraus war: Während sie die Karriere-

leiter hinaufkletterte, stand ihr Mann ihr zur Seite und hielt ihr zu Hause den Rücken frei. 1993 wurde Ruth Bader Ginsburg auf Vorschlag von Bill Clinton als Richterin an den Supreme Court berufen, als zweite Frau. Sie zählte zum sogenannten liberalen Flügel des Gerichts, tendierte insgesamt zu einer zurückhaltenden, moderaten Rechtsprechung, fiel im Laufe der Jahre aber immer mehr mit pointierten Minderheitsvoten auf.

Die letzten Jahre dürften für die betagte Richterin nicht einfach gewesen sein. Sie stürzte unglücklich, erkrankte mehrfach und kam doch jedes Mal auf die Richterbank zurück. In die Bewunderung über ihre Disziplin und ihr Durchhaltevermögen mischte sich aber auch Unverständnis, dass sie ihr Amt nicht bereits zu Zeiten von Präsident Obama abgegeben hatte, als dieser einen Nachfolger hätte bestimmen können. Vielleicht dachte Ruth Bader Ginsburg, dass sie unter der ersten Präsidentin werde zurücktreten können. Doch statt Hillary Clinton wurde 2016 Donald Trump gewählt, und Ruth Bader Ginsburg hielt die Stellung am Supreme Court, unermüdlich. Am letzten Freitag ist sie gestorben, mit 87 Jahren, zu Hause in Washington. Ihr Tod kommt aus Sicht der Demokraten völlig zur Unzeit, der Oberste Gerichtshof könnte auf lange Zeit zu einem klar konservativ dominierten Gremium werden.

Katharina Fontana

Er verkörperte Erfindergeist und Unternehmertum in einem. Der Amerikaner Robert W. Gore machte 1969 seinen Namen zur Trademark Goretex für atmungsaktives Material, das seither Millionen von Menschen auf sich tragen. Er verdiente ein Milliardenvermögen damit.

Die von ihm erfundene Membran trägt den sperrigen Namen Polytetrafluorethylen. Sie ist wasserdicht und gleichzeitig luftdurchlässig, so dass es die Haut vor Nässe schützt, ohne dass der Träger ins Schwitzen kommt, was Ski- und Wanderfreunde zu schätzen wissen.

Wie oft in solchen Fällen stiess Robert W. Gore zufällig auf seine Erfindung. Sein Vater animierte ihn in den sechziger Jahren, nach einem neuen Isolationsstoff für Spengler zu suchen. Als Chemieingenieur erkannte der Junge schnell, dass das von ihm im Labor ermittelte Material für mehr als Röhren gut war und strebte damit auf einen möglichst grossen Markt in unterschiedlichen Branchen. Ab 1976 führte Robert W. Gore das Unternehmen im Bundesstaat Delaware selbst, bis ins Jahr 2000.

Mehr als 10 000 Mitarbeiter generieren heute einen jährlichen Milliardenumsatz. Das Material soll indes nicht nur dem Profit dienen, wie der nun Verstorbene bekannte: «Wir wollen kranken Kindern dank künstlicher Herzen ein langes Leben ermöglichen; wir wollen Regierungen mit Materialien beliefern, die den Streitkräften zur Verteidigung dienen; wir wollen mithelfen, die Umwelt zu schützen mit unserem Material, das sich als Filter und zur Isolation einsetzen lässt.» Robert W. Gore ist am 17. September mit 83 Jahren verstorben.

Rolf Hürzeler



Erfindergeist: Robert W. Gore.

Was will Weber?

Gedankenspiele zu UBS–Credit Suisse passen nicht zur Schweiz



Der Versuchsballon mit der Andeutung eines möglichen Zusammengehens von UBS und Credit Suisse ist schon ziemlich weit oben im Himmel, und immer noch ist sehr offen, was damit bezweckt sein könnte. UBS-Verwaltungsratspräsident Axel Weber steht im Mittelpunkt, ihm wird die Initiative fürs Aufbringen der Idee zugeschrieben. Weber, vorher Chef der Deutschen Bundesbank, ist seit gut acht Jahren an der UBS-Spitze – und das war keine Wachstumsphase. Wenn der Zeithorizont seiner Präsidentschaft 2022 ist, hat er nicht mehr besonders viel Zeit, etwas Grosses zu unternehmen, also könnte er jetzt noch rasch die externe Expansion suchen.

Aber im Frühling 2019 hatte er in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* gesagt, die UBS strebe keine Fusion mit einer anderen europäischen Grossbank an, man wolle selber aus eigener Kraft wachsen. Bevor man rennen wolle, müsse man sicher laufen können.

Seither hat sich auf den ersten Blick wenig geändert, ausser etwa der Umstand, dass diesen Herbst Konzernchef Sergio Ermotti durch den Niederländer Ralph Hamers abgelöst wird. Bei näherem Hinsehen könnte die Corona-Krise eine Rolle spielen. Die Wachstumsaussichten sind trüber als vorher, vor allem wenn man den Zeithorizont 2022 hat, da könnte eine externe Beschleunigung willkommen sein.

Was sich aber sicher nicht geändert hat seit vergangenem Jahr, sind die gesetzlichen und regulatorischen Verhältnisse in der Schweiz. Vorkehrungen gegen das Problem eines *too big to fail* bei grossen Banken sind nach wie vor ein zentrales Thema der Regulierung. Aus

dieser Sicht ist es schwierig, zu verstehen, dass ein Versuchsballon mit der Idee UBS–Credit Suisse gestartet wurde. Fachleute mit langer Erfahrung können sich nicht vorstellen, dass der Schweizer Regulator einen solchen Zusammenschluss zulassen würde. Seit der Finanzkrise sei man im Kampf gegen Grösse und *too big to fail*, da wäre die Zustimmung zu einem Zusammenschluss der beiden Grossen ein Gesichtverlust, ja unmöglich. Zudem wären die Risiken für die Schweiz gewaltig, wenn der Hauptspieler auf dem Markt auf einen Anteil von 40 Prozent käme – wehe, wenn da etwas schief läuft. Eine Finma könne niemals ja dazu sagen.

Das muss ja einem Banker wie Weber bewusst sein. So bleibt die Frage nach dem Zweck der Aktion offen. Sollte er andere europäische Banken als Fusions- oder Übernahmziele im Auge haben, um die UBS gross zu machen, könnte er zeitlich in eine ungünstige Phase geraten. Bei der Fusion Holcim-Lafarge hat sich auf teure Weise gezeigt, wie es gehen kann, wenn der alte Verwaltungsratspräsident einen Deal aufgleist und dann das Unternehmen verlässt. Holcim hat in diesen Jahren viel verpasst.

Man könnte nun sagen, mit dem UBS-CS-Ballon seien einfach Konkurrenten darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Credit Suisse günstig zu haben und ein Ziel wäre. Aber eigentlich sollten die Ausländer so etwas doch selber sehen, wenn sie professionell arbeiten.

Berühmt mit Geberit

Albert Baehny ist mit Lonza prominent geworden. Als Verwaltungsratspräsident und interimistischer Konzernchef hat er in der Co-

rona-Zeit viel Aufmerksamkeit erlangt, als die Zusammenarbeit zwischen Lonza und der amerikanischen Biotechfirma Moderna bei der Suche nach einem Covid-Impfstoff zum grossen Thema wurde. Sein Lebenslauf passt dazu. Er hat in Freiburg Biologie studiert und ging dann zur Genfer Biotechnologie-Firma Serono, dann zu verschiedenen Chemieunternehmen wie Ciba oder Wacker.

Richtig berühmt werden müssen hätte er aber mit Geberit. Die Produkte des Sanitärtechnik-Konzerns sind zwar nicht wissenschaftlich im Gespräch, nicht glitzernde Technologie, aber als WC-Spülungen und Rohrleitungen so begehrt, dass Geberit zu den erfolgreichsten Unternehmen der Schweiz wurde. Baehny kam 2003 zu Geberit, wurde 2005 Konzernchef, 2011 zusätzlich Verwaltungsratspräsident, bis er den CEO-Posten 2014 abgab und Präsident blieb. Geberit in Rapperswil-Jona kommt mit rund 12 000 Mitarbeitern in fünfzig Ländern auf einen Jahresumsatz von gut 3 Milliarden Franken und auf Betriebsmargen, die die meisten Konkurrenten in den Schatten stellen.

Zwei Erfolgsrezepte waren offenbar für ihn wichtig. Erstens wurde er früh genug in seiner Karriere dazu gebracht, nicht übers glamouröse Marketing ins Management einzusteigen, sondern über den Knochenjob im Verkauf, weil man da das Geschäft besser kennenlerne. Zweitens pflegt Geberit die Tradition, dass die Sanitärmonitore durch Ausbildung und Ausrüstung mit Werkzeugen intensiv betreut und so mit dem Unternehmen verbunden werden. Auch hier: Im Verkauf lernt man offenbar das Wichtige, das die Geschäfte einzigartig macht.

LITERATUR UND KUNST

Bob Woodward
scheitert mit «Rage»
an Präsident Trump.
Urs Gehriger, Seite 55

Herausgegeben von Daniel Weber



Schatten der grossen Liebe.

Die Windsbraut, Oskar Kokoschka, 1913 – Das ist die Geschichte eines Mondpaares. Von zwei Liebenden, die sich lange nur in der Dunkelheit der Nacht sahen und deren Liebe, als sie ans Licht kam, in der Schwärze des Universums nach drei Jahren ganz unterging. Ihre erste Berührung war ein Blick von einer Intensität, als ob zwei schwarze Löcher sich verschlingen. Ihre letzte Berührung war so flüchtig wie eine Sternschnuppe.

Es war, als ob sich die Liebe Oskar Kokoschka (1886–1980) und die Muse und Femme fatale Alma Mahler (1879–1964), die Witwe Gustavs, ausgesucht hätte, um auf ihrem Schlachtfeld einen titanischen Kampf gegen ihre eigene Dä-

monen zu führen; ihr Göttliches focht mit ihrem Teuflischen und verlor.

In drei Jahren malte Kokoschka 450 Bilder von Alma, es sind Oden an ihre Schönheit und ihre Grausamkeit. Alma war geschmeichelt, gab sich hin, zuerst ganz, aber dann, als ihr Oskars Liebe zum eng geschnürten Korsett wurde, gab es wieder andere Genies, die ihrer bedurften, das war ihr Lebenszweck, den Genies mit ihren diversen Feuern einzuheizen. Je uneinfindbarer sie sich verhielt, desto haltloser wurde Oskar, und die Verzweiflung eines verlorenen Liebenden mündet entweder in einen schnellen, den Suizid, oder langsamen Tod, die Eifersucht. Oskar entschied sich, das Unbesitzbare besitzen zu wollen.

Als ihre Liebe noch Geschenk war und nicht Verzweiflung, als sie in Neapel waren und voller Horizonte, versprach Alma, dass sie ihn heirate, wenn er ein Meisterwerk schaffe. Oskar malte «Die Windsbraut», Alma brach ihr Versprechen.

Dann kam der Weltkrieg, Alma drängte Oskar mitzumachen, um aus den blutigen Fronten ihrer Liebe zu entkommen. Oskar fand beinahe den Tod, und als er wieder genesen war, fand er die Liebe verblutet auf dem Schlachtfeld und Alma in den Armen von Walter Gropius. Er liess eine Puppe von ihr anfertigen, köpfte sie eines Nachts im Alkoholrausch und befreite sich so von seinem Dämon, den er mit der Liebe verwechselt hatte. *Michael Bahnerth*

Eichgewichte vertauscht

Kommen die richtigen Werke auf die Liste der Anwärter auf den Deutschen Buchpreis? Nicht immer. Manchmal verwechselt die Jury Kitsch und Kunst.

Michael Maar



Alles frisch und neu gesehen: Autorin del Buono.

Robert Seethaler: Der letzte Satz.
Hanser. 128 S., Fr. 28.90

Zora del Buono: Die Marschallin.
C. H. Beck. 382 S., Fr. 36.90

In der guten Literatur – und eine andere sollte uns nicht beschäftigen – gibt es nur eines, was ganz unwichtig ist: der Inhalt. Was interessiert uns, wie ein jüdischer Anzeigenverkäufer einen Tag lang durch Dublin strömt, während seine Frau mit dem Impresario vögelt? Nur weil James Joyce es uns erzählt, wird daraus Weltliteratur.

Was interessieren uns die Manövertricks Napoleons bei der Schlacht bei Austerlitz? «Krieg und Frieden» können wir nicht aus der Hand legen. Was interessiert uns – oder den Rezensenten – die verwickelte Geschichte Sloweniens vom Ersten Weltkrieg bis zum Tode Titos? Sie interessiert uns nur am Rande. Dass es heute anders ist, liegt allein an der Kunst. Was aber zeichnet diese Kunst

aus? Wir wollen es an zwei konträren Beispielen illustrieren. Am 18. August wurde die Longlist des Deutschen Buchpreises bekanntgegeben. Der hochdotierte Preis, der einen grossen Verkaufserfolg garantiert, wird (ohne Publikum) am 12. Oktober in Frankfurt am Main verliehen.

Stakkato der Trivialitäten

Auf der Liste der zwanzig ausgewählten Werke findet sich Robert Seethalers Mahler-Roman (eigentlich eher eine Novelle) «Der letzte Satz». Nicht aufgenommen wurde der Roman «Die Marschallin» der Schweizer Autorin Zora del Buono. Es kann hieraus nur ein einziger Schluss gezogen werden: In den Räumen der Jury hat ein Kobold die Eichgewichte vertauscht.

Robert Seethaler schildert in seinem schmalen Buch die letzte Atlantiküberfahrt des schwerkranken Gustav Mahler von New York nach Europa. Mahler sitzt an Deck des Schiffes, betrachtet das Meer und lässt sein sich dem Ende zuneigendes Leben vor dem inneren Auge Revue passieren. Eingeleitet durch: «Er dachte an» oder

«Er dachte wieder an», hakt Seethaler säuberlich die bekannten biografischen Stationen ab, unterlegt mit *Atmo*, wie man das heute nennt: Mahlers Aufstieg als Dirigent, die Affäre seiner Frau Alma mit Walter Gropius, die durch einen fehl-, nämlich an Mahler selbst adressierten Brief auffliegt, der Tod der Tochter Maria, die Wiener Bösartigkeiten gegenüber dem jüdischen Hofoperndirektor, die Uraufführung der «Symphonie der Tausend» in München, der Ruf nach New York, die Krankheit zum Tode – man ahnt immer schon im Voraus, wohin Mahlers Gedanken als Nächstes schweifen werden.

Dass es dabei zu einigen sachlichen Irrtümern kommt (was ist eine grosse Quart?), ist noch nicht das Hauptproblem. Eher schon das Stakkato der Trivialitäten, die Seethaler durch Mahlers Kopf huschen lässt, darunter jene, die ihn von der Pflicht entbindet, ein paar Dinge über Mahlers Musik zu sagen: «Man kann über Musik nicht reden, es gibt keine Sprache dafür. Sobald Musik sich beschreiben lässt, ist sie schlecht.» Pech für Thomas Mann, der den «Doktor Faustus» dann

also besser unterlassen hätte. Das Hauptproblem liegt aber tiefer. Seethaler erzählt aus der Figurenperspektive. Der Autor fingiert, er sitze im Hirnstüberl Gustav Mahlers und notiere, was sich dort so rege. Und genau von daher kommt der falsche Ton: *So denkt man nicht*. Wie ein berühmter Drehbuchautor den Schülern seiner Masterclass als ersten Grundsatz erklärt: «Wenn ihr einen Dialog mit dem Satz ‹Wie du weisst› anfangt, habt ihr etwas falsch gemacht.» Was man schon weiss, sagt man sich nicht mehr.

So spricht man nicht

So wie man nicht schreibt wie Max Frisch im angeblichen Tagebuch: «Nina, unsere Katze, hat wieder ein Junges geworfen.» Frisch weiss ganz gut, wer Nina ist – er denkt an künftige Leser, die es nicht wissen und sich vielleicht eine Hündin vorstellen. Der gute Drehbuchautor oder Romanancier vermeidet diesen, nennen wir ihn: Nina-Effekt. Die Kunst, in der Joyce und Tolstoi Giganten waren, besteht darin, Informationen an die Zuschauer respektive Leser auf natürliche, glaubwürdige Art weiterzureichen. In dieser Kunst versagt Seethaler eklatant. Bei ihm sagt Mahler immerzu: «Wie du weisst» zu sich, bevor er Dinge denkt, die er (schon gar in dieser Sprache) nie denken würde, weil sie ihm selbstverständlich sind, die Seethaler aber dem Leser mitteilen will.

Mahler laut Seethaler: Seinen Ruhm bezahlte er «mit dem Desaster eines sich selbst verzehrenden Körpers». *Desaster* – so sprach oder dachte der Wiener also 1910? Und lässt sich, nur damit der Leser es erfährt, noch einmal seine Körpergrösse vors innere Auge rücken, die Grösse «von gerade einmal eins sechzig»? Und erzählt sich: «Von den dreizehn Geschwistern starben sechs im frühen Kindesalter»? Ja, wie man eben so vor sich hindenkt, mit dem Wikipedia-Artikel zur Rechten.

So denkt man nicht, und so spricht man auch nicht. Wenn Seethaler Dialoge zwischen Alma und Gustav vorführt, wird es schmerzhaft. Alma nach der Gropius-Enthüllung: «Ich wollte dich, du warst Gustav Mahler, das Genie, und ich habe mich in dich verliebt. In deine Hände. In deinen Mund. In deine idiotisch hohe Stirn. Es war ein Traum, und wir haben ihn eine Zeitlang gemeinsam geträumt. Aber jetzt bin ich aufgewacht.» So hat seit Adam und Eva kein Paar

untereinander gesprochen, so spricht man nicht einmal in schlechten deutschen Vorabendserien. Und das aus dem Munde Almas! Seethaler ist Wiener (und Schauspieler), da hätte er ihren Duktus wenigstens zart markieren können. Wer hören will, wie Alma sprach, lese es bei Canetti oder in Peter Stephan Jungks Werfel-Biografie nach – da hört man sie schnarrend im Original.

Gustav Mahler interessiert den Rezensenten sehr. Bedeutend mehr als die feinen kulturellen Unterschiede zwischen Bari und Neapel oder die Architektur einer Art-déco-Villa. Aber es ist nicht der Inhalt, der zählt in der Literatur. Zora del Buono macht in ihrem Familienroman über ihre Grossmutter alles richtig, was Seethaler falsch macht. Auch sie erzählt aus der Sicht ihrer Figuren, aber jede denkt anders, und jede glaubwürdig. Auch sie übermittelt historische Informationen durch Dialoge (gemeinsame Zeitungselektüre beim Frühstück), aber es knistert nicht das Papier wie bei Seethaler – so könnte das Paar wirklich gesprochen haben. Ihre Perspektivwechsel sind subtil, man braucht eine Weile, bis man merkt, wer jetzt denkt, was die Spannung erhöht. Auch sie folgt im Rückblick einer chronologischen Ordnung, aber sie hakt nicht säuberlich Punkte ab, sie erzählt musikalisch-rhythmisiert, in schönstem *va et vient*: Sie fängt an mit A, erzählt es zur Hälfte, kommt zu B, spinnt es eine Weile aus, indem sie schon C vorbereitet, kehrt dann zu A zurück – ein musikalisches Wiederaufnehmen von Motiven, das einen starken Drang nach vorne hat, sich aber immer Zeit nimmt.

Wie Literatur sein soll

Zora del Buonos Sprache ist farbig, alles ist frisch und neu gesehen. Sie hat diskreten Humor und setzt feine Pointen, ohne diese aufzulösen, das heisst: Sie nimmt den Leser und die Leserin ernst, indem sie sich sie als Mitdenkende vorstellt. Einer Figur, die zum Studium nach Berlin zieht, fällt auf, dass die Deutschen gern Tieradjektive verwenden: hundsgemein, bärenstark, saukalt, lammfromm, fuchsteufelswild. Das Motiv ist eingeführt und wird später variiert: In seinem späten Coming-out tröstet sich der Bruder der Marschallin mit den Schriften eines deutschen Sexualforschers, der ein Tier im Namen trage. Und das war's schon; der Name Hirschfeld wird bis zum Schluss nicht genannt.

Von einer anderen Figur heisst es, sie lege eine merkwürdige Spielscheu an den Tag, dem müsse man auf die Spur kommen – 300 Seiten später wird beiläufig erwähnt, dass der Vater dieser Figur sich mit einem Spielcasino ruiniert habe. Gross sind auch del Buonos Porträts der Nebenfiguren: das von Antonio Gramsci, dem marxistischen Philosophen und schönen Mann in Zwergengestalt, ist so unvergesslich wie das der immer frierenden Tante, die unauffällig eingeführt wird mit ihren zwischen Klug- und Verrücktheit schwebenden *punchlines* und die

Nutzniesser

In den letzten vier Jahren hiessen die Gewinner des Schweizer Buchpreises Christian Kracht, Jonas Lüscher, Peter Stamm, Sibylle Berg. Vier grosse Namen, solche, die in der Literaturszene bereits so etabliert sind, dass sie eigentlich keine weiteren Auszeichnungen mehr nötig hätten.

Es ist ein bisschen so, wie wenn Roger Federer zum Schweizer Sportler des Jahres gewählt wird. Der Preisträger ist grösser und wichtiger als der Preis selbst, der ein bisschen etwas vom Glanz der Ausgezeichneten erhaschen, davon profitieren möchte.

Dabei sind Literaturpreise durchaus sinnvoll. Sie lösen ein Medienecho aus, können aufstrebenden Talenten einen Schubs geben. Dazu müssten allerdings auch Kandidaten nominiert werden, die von dieser Aufmerksamkeit tatsächlich profitieren.

Der Schweizer Buchpreis macht dieses Jahr einen Schritt in die richtige Richtung: Mit Karl Rühmann und Anna Stern richtet er das Scheinwerferlicht auf zwei Namen, die durch ihren faszinierend eigenständigen Stil Beachtung verdient haben und auch gebrauchen können.

Bekannter sind Tom Kummer und Dorothee Elmiger, die sich in ihren gegenwärtigen Büchern wichtigen gesellschaftlichen Themen zuwenden und ihre Nomination ebenfalls mehr als verdient haben.

Charles Lewinskys Nominierung zeugt hingegen noch vom alten Buchpreis-Schema. Sein «Halbbart» ist ein solider historischer Roman, jedoch keiner, der herausstäche. Lewinskys Nominierung nützt dem Preis mehr als dem Autor.

Anton Beck

dann unverhofft ein Kapitelchen bekommt – auch hier sitzen wir in ihrem Hirnstüberl, wie wir es bei Mahler angeblich tun, aber hier glauben wir jeden ihrer flirrenden Gedanken.

Kein Wort hier mehr über den Inhalt, obwohl er fesselnd ist. Del Buonos Buch ist so, wie Literatur sein soll: überraschend, nicht vorhersehbar, geduldig dabei, detailprall, abgründig, tief sinnig, nicht moralisierend und frei von Klischees. Was del Buono macht, ist Kunst. Seethaler macht Kunstgewerbe mit Neigung zum Kitsch. Dies wurde dann allen Kobolden zum Trotz auch der Deutscher-Buchpreis-Jury klar: Auf die Shortlist hat es Seethaler nicht geschafft.



Mit Atmo: Autor Seethaler.

Streifzüge durch eine literarische Biografie

Pia Reinacher

Thomas Hürlimann: Abendspaziergang mit dem Kater. S. Fischer. 304 S., Fr. 36.90

Gleich zwei Geschichten über ein Ritual zur Initiation ins Schreiben hält der neue Erzählband «Abendspaziergang mit dem Kater» bereit. Beide Male werden sie mit der für Thomas Hürlimann typischen wilden Burleske vorgetragen, münden in eine dramaturgisch perfekt sitzende Pointe und lösen beim Leser stürmisches Lachen aus – schon immer das effektivste Mittel der Erkenntnis über die wahren Verhältnisse «hienieden».

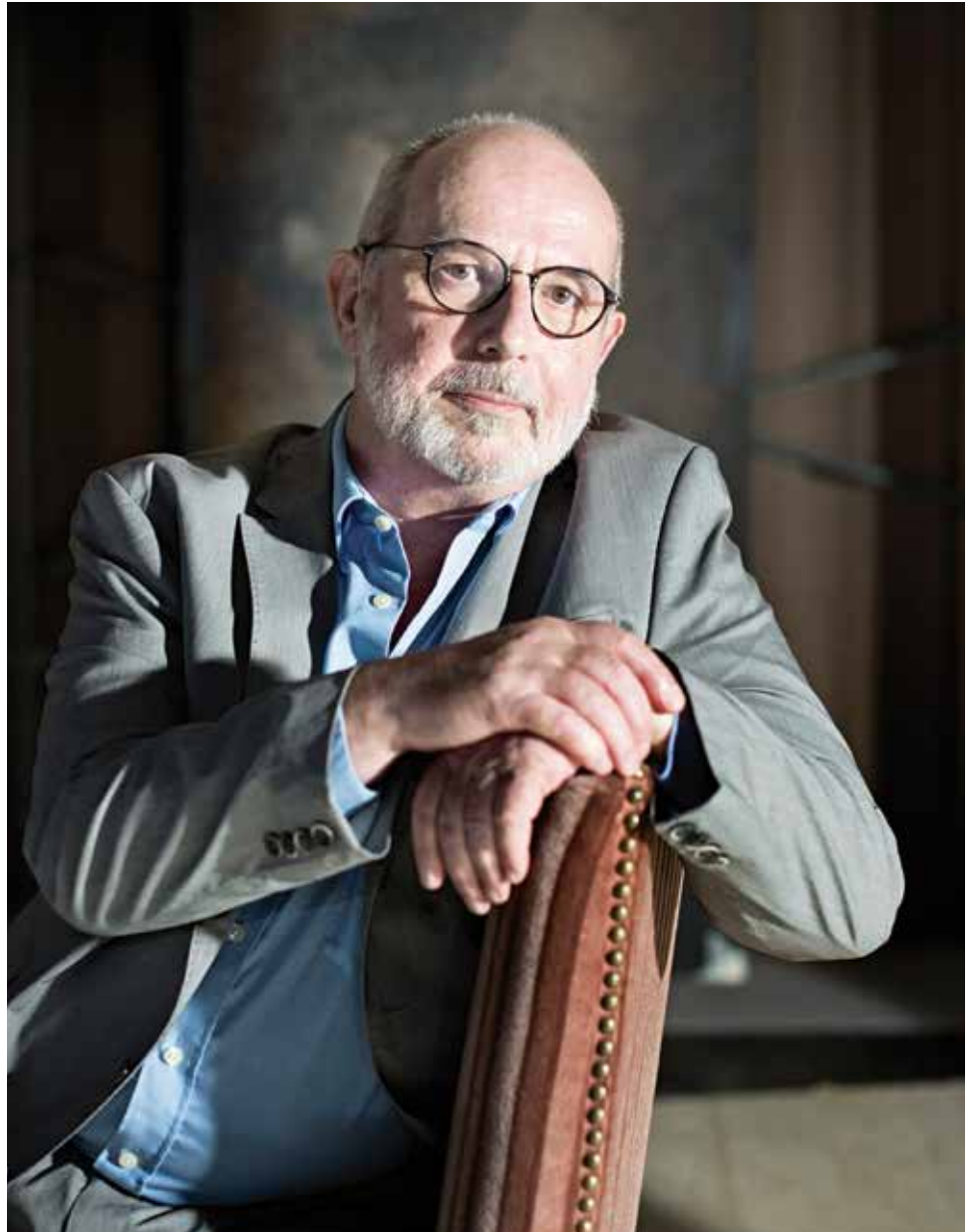
Beim ersten Mal geht es um Hürlimanns frühe Schreibversuche im Kloster Einsiedeln. Subpräfekt Pater Walafried, ein aufstiegsgetriebener Ersatzlehrer, führt seine Schüler auf den Hügel hinter dem Kloster, wo die Zöglinge einen Stundenaufsatz schreiben sollen. Am Abend bestellt er Hürlimann in seine Zelle und will wissen, wo er die herrlichen Sätze abgeschrieben habe. Der Schüler weigert sich, ein falsches Geständnis abzulegen, worauf Pater Walafried mit dem vierkantigen Lineal auf die Innenflächen der Zöglingshände schlägt, bis die Haut platzt. «Wenn wir wirklich gut

*«Du bist ein Riesenarschloch»,
sagt ihm seine Freundin,
«aber schreiben kannst du.»*

sind, wird es uns heimgezahlt», denkt der geschundene Schüler – ein ebenso maliziöser wie präziser Schlüsselsatz über das «Gesetz», das die Welt schon immer im Innersten zusammenhielt. Später wird er bei jedem Verriss seiner Bücher wieder daran denken.

Beim zweiten Mal hat er tatsächlich abgeschrieben. Hürlimann ist in Berlin, seine Freundin Ute hat ihm eben erklärt, dass es zwischen ihnen «aus sei». Um Zeit zu gewinnen, flüchtet der Abgestrafte in die Küche, um Kaffee zu kochen. Als er zurückkommt, sieht er seine Verfllossene vor Rührung in Tränen aufgelöst. Sie hat in der Zwischenzeit den Text gelesen, den er in der Nacht zuvor aus Übungsgründen aus dem «grünen Heinrich» von Gottfried Keller abschrieb. «Du bist ein Riesenarschloch», sagt sie ihm, «aber schreiben kannst du.»

Das ist das Erfolgsgeheimnis dieses Schriftstellers. Sowohl seine Prosa als auch seine Theaterstücke sind imprägniert mit einem diskreten Willen zur Demaskierung gesellschaftlicher Zwänge, denen sich niemand entziehen kann. Aber anstatt über das Schicksal zu lamentieren, erzählte uns Thomas Hürlimann fan-



Perfekt sitzende Pointen: Schriftsteller Hürlimann.

tastisch überschwappende Geschichten, die als «stille Teilhaber» ihre Erkenntnisse über die tragischen Seiten des Lebens mit sich führten – im komischen Gewand.

Idealer Einstieg ins Werk

Jetzt legt Thomas Hürlimann mit dem Sammelband «Abendspaziergang mit dem Kater» einen Rundgang durch die eigene Schreibbiografie vor. Wer noch nie eines seiner Werke gelesen hat – hier findet er einen idealen Einstieg und einen Überblick über die Themen, die diesen Schriftsteller von Anfang an umtrieben. Ausser dem Nachruf auf den früh an Krebs verstorbenen Bruder Matthias Hürlimann sind alle Texte schon einmal erschienen, zum Teil in Erzählbänden, vor allem aber in Zeitungen und Zeitschriften. Neu sind nur die verbindenden Kater-Texte, die dem Konglomerat eine kompakte Kontur geben.

Warum gerade die Katze? Als geheimnisvolles Wesen mit glitzernden Augen tigert sie durch den Sammelband – wie sie schon, symbolisch aufgeladen, durch viele seiner Werke streunte. Die Katze hat bekanntlich viele Leben. Sie ist nicht zu zähmen, schleicht gerne, nur dem eigenen Willen gehorchend, fauchend, kämpfend und balzend durch die Nacht und liegt am anderen Tag mit ihrem weichen Fell unschuldig, aber undurchschaubar am wärmsten Plätzchen in der Sonne – wie wenn nichts gewesen wäre.

Genauso schleichen die Katzen als Leitmotiv durch Thomas Hürlimanns Bücher, vom ersten Roman «Der grosse Kater» (1998), einer Parodie über Mensch, Macht und Moral und den eigenen Vater als Bundesrat, bis zur Novelle «Das Gartenhaus» (1989): Ein alterndes, vom frühen Tod des Sohnes hart getroffenes und durch das Leid verstummtes Ehepaar trifft sich am Grab.

Die Mutter verweigert dem Vater den Rosenstrauch, den er darauf pflanzen möchte. Sie beharrt auf einem repräsentativen Granit.

Der pensionierte Oberst rächt sich, indem er heimlich eine streunende Katze anfüttert, die ihm zärtlich um die Beine streicht, und für sie überall zahlreiche, strategisch getarnte Fleischlager anlegt, wodurch sich die Mutter betrogen fühlt.

Parfümierte Katze

Enthüllungspotenzial entwickelt die Katze auch im «Abendspaziergang mit dem Kater»: Der Ich-Erzähler entdeckt wegen der Katze, die auf seinem Schreibtisch liegt, schlagartig, dass ihn die seit zwanzig Jahren mit ihm verheiratete Frau betrügt: Das Tier ist nämlich parfümiert, und da Pferde Parfüm hassen, weiss der Schriftsteller, dass sich die Reiterin, die sich für einen harmlosen Ausritt verabschiedete, niemals vorher mit Chanel eingesprüht hätte.

Auf dem Streifzug durch den neuen Erzählband flackern überall biografische und literarische Reminiszenzen auf. Am eindrücklichsten sind die Geschichten immer da, wo sie das Persönliche, Private streifen: am besten im Kapitel «Herkunft», vor allem im «Familienalbum», in dem man neben dem Einblick in die hürlimansche Familiengeschichte einen Abriss der CVP-Karriere des Vaters Hans Hürlimann in den siebziger und achtziger Jahren erhält, in die gesellschaftspolitischen Machtmechanismen – auch darüber, welchen Preis die Karriere eines Bundesrates für ihn und die Familie bedeutete. Schon allein wegen dieser Schnappschüsse zur Schweizer Geschichte muss man das Buch gelesen haben.

Bob Woodward und die Stimme Gottes

Urs Gehrig

Bob Woodward: Rage.
Simon & Schuster. 480 S., Fr. 37.90

Wenn sich die Renaissance-Päpste ein Denkmal setzen wollten, riefen sie nach Raffael, Michelangelo oder Tizian. Bei Amerikas Präsidenten übernimmt Bob Woodward diese Rolle. Seit er vor fast fünfzig Jahren mit Carl Bernstein den Watergate-Skandal enthüllte, ist Woodward der inoffizielle Hofchronist im Weissen Haus, zweifach geadelt mit dem Pulitzerpreis und ausgestattet mit dem Nimbus des Unbestechlichen.

Mit seinem 19. Werk «Rage» (Wut, Zorn) beweist er erneut sein feines Gespür für Dramatik, Marketing und Timing. Im Crescendo des Wahlkampfes setzt er auf jenes Thema, das seit Monaten alles in den Schatten stellt: die Corona-Pandemie. Die «Bombe», mit der Wood-

ward diesmal aufwartet, hat ihm Trump selbst ins Buch gelegt. Er habe die Gefahr der Pandemie «heruntergespielt», offenbart ihm der Präsident. Noch knapp zwei Monate nach Ausbruch der Seuche in Amerika sagt dieser frisch von der Leber weg: «Ich spiele sie immer noch gerne herunter, weil ich keine Panik auslösen will.»

Akribisch schildert Woodward den dramatischen Moment im Oval Office, als es Trumps Entourage dämmert, welche Gefahr sich am Horizont abzeichnet. «Dies wird die grösste Bedrohung für die nationale Sicherheit, die Sie während Ihrer Präsidentschaft zu gewärtigen haben», hören wir den Sicherheitsberater Robert O'Brien warnen. Die Leser begegnen einem wankelmütigen Präsidenten, der es verpasst, rigorose Massnahmen gegen das Virus zu er-



LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00-18.30 / Sa 10.00-16.00 Uhr

greifen, das bis dato 200 000 Amerikanern das Leben gekostet hat.

«Rage» trägt Woodwards typische Handschrift: Während die Protagonisten an den Hebeln der Macht walten, fühlt sich der Leser stets in unmittelbarer Nähe, als wäre er eine Fliege an der Wand. Wie immer bleibt rätselhaft, wo Woodward seine Informationen herhat, die er in verblüffender Dichte mit Direktzitat ausbreitet. Er wahrt strikten Quellenschutz. Dadurch bringt er seine Informanten dazu, mit maximaler Offenheit zu sprechen, was ihn wiederum in die Lage versetzt, als allwissender Erzähler aufzutreten. Oder, wie es die Tageszeitung *Politico* treffend ausdrückt: «Es erlaubt Woodward, die Stimme Gottes anzunehmen.» Derart durch das Buch getrieben, vergisst das Publikum alsbald, dass «Rage» nicht die defi-

nitive Wahrheit über Trump, sondern Woodwards eigene Geschichte über den 45. US-Präsidenten ist. Wie stark er selbst das Narrativ – und damit das Bild des Präsidenten – prägt, zeigt sich daran, was er den Lesern vorenthält.

Am selben Tag, als «Rage» mit einer Auflage von 1,3 Millionen Exemplaren in den Buchläden erschien, öffnete Trump im Weissen Haus die Tür zum Rosengarten, wo die Staatschefs von Israel, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Bahrain zwei historische Friedensverträge unterzeichneten. Über die engagierte Friedensvermittlung erfährt der Leser kein Wort. Auch der Friedensschluss mit den Taliban wird ausgeblendet. Stattdessen ackert sich Woodward durch politisches Brachland wie Russia-Gate, Amtsenthebungsverfahren und Dissonanzen zwischen Trump und Kabinettsmitgliedern, die seit einer halben Ewigkeit aus der Regierung ausgeschieden sind.

Nie hat ein Präsident so viel Zeit mit dem Autor verbracht wie Donald Trump. Siebzehn Interviews hat er Woodward gewährt. Trump-Anhänger verwarfen die Hände – sie befürchteten, Woodward würde den redseligen Präsidenten ins Messer laufen lassen. Genau das hat er versucht. Doch wie mancher, der sich mit Trump anlegt, sieht Woodward letztlich selbst unvorteilhaft aus. Seine Abneigung gegen Trumps Naturell und Politik verleitet

Trump-Anhänger befürchteten, Woodward würde den Präsidenten ins Messer laufen lassen.

ihn dazu, die Rolle des unparteiischen Chronisten aufzugeben. Mit dem Eifer eines Sozialtherapeuten versucht er den Präsidenten zu drängen, sich seinen vermeintlichen Schwächen und Fehler zu stellen. Das Resultat liest sich wie ein Dialog zwischen Freitag und Robinson. «Wir sprachen aneinander vorbei, als stammten wir von verschiedenen Universen», hält Woodward ernüchtert fest.

Für Trump geht die Rechnung auf. Woodwards Leitblatt *Washington Post*, deren Mitherausgeber er ist, stellt enttäuscht fest, «Rage» biete «wenig, das irgendjemanden überraschen oder irgendeine Meinung ändern könnte». Auch die «Bombe» war bald entschärft. Dr. Anthony Fauci widersprach dem Vorwurf, Trump habe die Gefahr des Virus heruntergespielt. «Ich hatte nicht den Eindruck, dass er irgendetwas verzerrt», sagte der Epidemiologe, die «Stimme der Vernunft im Weissen Haus».

Immerhin, mehrere Millionen Dollar Gewinn aus dem Buchverkauf sind Woodward sicher. Und die Aussicht auf eine Fortsetzung der Trump-Saga. «Sie werden nächstes Jahr ein drittes Buch schreiben», prophezeite ihm der Präsident im letzten Interview. «Das nächste Jahr wird ein fantastisches Jahr. Sie werden sehen.»



Als hätte er beim Schreiben Samthandschuhe angehabt: Autor Lewinsky.

Schweizer «Simplicissimus»

Anton Beck

Charles Lewinsky: Der Halbbart.
Diogenes. 688 S., Fr. 35.90

«In Finstersee, habe ich die Stimmen sagen hören, sei etwas Ungefreutes passiert, eine böse Sache, wie sie vielleicht in den alten Zeiten gang und gäbe gewesen sei, wie sie aber heutzutage nicht mehr vorkommen dürfe, nicht in einem Land, wo Ordnung herrsche und Frieden, besonders seit man sich mit Uri und den Waldstätten zusammengetan habe.» Mit solchen Sätzen mäandert Charles Lewinsky gekonnt durch fast 700 Seiten, auf denen er seine Leser ins Jahr 1313, in ein unscheinbares Innerschweizer Bauerndorf, entführt.

Dort gerät der junge Sebi, ein kindlich-naiver Erzähler, in den Bann des fremden Halbbart, dessen «Bart nur auf der einen Seite des Gesichts wächst, auf der anderen hat er Brandnarben und schwarze Krusten». Er ist eine Merlin-ähnliche Figur, die bereits im ersten Satz mit einer mystischen Aura belegt wird: «Wie der Halbbart zu uns gekommen ist, weiss keiner zu sagen, von einem Tag auf den anderen war er einfach da.»

Ein Schneemann wird gefoltert

Mit dem Halbbart durchlebt Sebi einen durchwachsenen Alltag. Mal müssen sie sich vor Gericht gegen Satanismusvorwürfe rechtfertigen, mal soll Sebi sich für ein Leben im Kloster vorbereiten, wobei der klerikale Stand den Kür-

zeren zieht. Die Episodenhaftigkeit zeigt sich bereits in den barocken Überschriften in der Manier von Grimmelshausens: «Das vierzehnte Kapitel in dem das Teufels-Anneli eine Geschichte erzählt» oder – einer der stärksten, ironischen Titel – «Das achtunddreissigste Kapitel, in dem ein Schneemann gefoltert wird».

Charles Lewinsky ist einer der produktivsten Schweizer Autoren, der von der TV-Soap bis zum historischen Roman jedes Genre beherrscht. Nun hat er mit 74 Jahren einen Schelmenroman geschrieben, wie ihn die Schweizer Literatur bisher vermisste. Solche «Simplicissimus»-Erzählungen, die versuchen, dem heutigen Leser eine fremde, oft düstere Welt durch einen arglosen Blick näherzubringen, sind ganz im Trend. Daniel Kehlmann hat es mit seinem Schelmenroman «Tyll» gar auf die Shortlist des britischen Booker Prize geschafft.

Während Kehlmann stärker auf explizite Gewalt setzt und auch mystische Elemente wie einen Drachen verwendet, geht Lewinsky die Vergangenheit etwas behutsamer, einfühlsamer an, fast so, als hätte er beim Schreiben Samthand-

Ein Schelmenroman, wie ihn die Schweizer Literatur bisher vermisste.

schuhe angehabt – und das ist nicht als Vorwurf gemeint. Sein geschmeidiges Schweizer Lokalkolorit verdankt der Roman nicht nur den vielen Helvetismen, sondern auch den Figuren. Sie tragen erfrischend urchige Namen wie «Der Kryenbühl Martin» oder «Der Züger Pius» – in der Fülle von Charakteren verschwinden sie meist

genauso schnell, wie sie auftauchen. Dass die Erzählstimme sich verdächtig postmodern mit sich selbst und ihrer Umgebung auseinandersetzt, ist Lewinsky schnell verziehen. Denn in «Der Halbbart» wird nicht experimentiert, vielmehr demonstriert Lewinsky leichthändig sein schriftstellerisches Können.

Der Teufel braucht Helfer

In den letzten Jahren hat sich Lewinsky immer wieder mit historischen und auch Schweizer Stoffen beschäftigt. In «Der Wille des Volkes» (2017) fühlte er dem Schweizer Politikbetrieb auf den Zahn, und in «Andersen» (2016) versuchte er, die Brücke zwischen den heutigen Lesern und dem Ersten Weltkrieg zu schlagen. Die Konzepte, denen Lewinsky in seinen letzten Romanen folgte, vereint «Der Halbbart» nun. Sein neuer Roman ist wie das vollendete Gemälde eines Malers, der schon alle Stilrichtungen und Methoden ausprobiert hat und nun seine Erfahrung geschickt bündelt.

Lediglich der letzte Funke Emotionalität fehlt einem im «Halbbart» dann doch gelegentlich. So geben die Figuren im Roman zwar an, verängstigt, verliebt oder betrübt zu sein, doch werden diese Gefühlszustände nicht genauer erkundet oder begründet. Das christliche Weltbild ist meist der zentrale Bezugspunkt für die Figuren. Als der alte Eichenberger, ein Dorfbewohner, im Sterben liegt, ist das einzige Thema die «Angst davor, ohne geistlichen Beistand die Augen schliessen zu müssen».

Der Erzähler Sebi dagegen, der einige Kapitel davor den Tod philosophisch auslegt, ist psychologisch vielschichtig, der einzige Mensch in Lewinskys Roman, der sich ausserhalb der kleri-

kalen Blase mit der Welt beschäftigt, auch wenn er das auf seine kindliche Art tut. Alles in allem verbringt der Leser mit dem neuen Lewinsky sehr unterhaltsame Lektürestunden im Mittelalter – und wird zugleich eingeladen, kritisch über die Gegenwart nachzudenken. Etwa wenn Sebi der Gedanke kommt, dass der Teufel, der die ganze Welt regieren möchte, dies aus Zeitgründen unmöglich allein tun könne, weshalb er eine hierarchisch organisierte Truppe von Helfern und Dienern brauche, von denen sich die fleissigsten, die Streber, durchsetzen.

Auch wenn der Glaube an den Teufel in der heutigen Zeit nicht mehr weit verbreitet ist: Hierarchische Systeme, Zeitmangel und überambitionierte Menschen mit spitzen Ellbogen – das klingt auch für moderne Leser vertraut.

Der Wolf in dir

Christoph Egger

Edna St. Vincent Millay: Selected Poems.
Hrsg. von J. D. McClatchy. American Poets
Project, Band 1, 2003. 268 S., Fr. 23.90

Cry wolf: «unnötig Alarm geben», sagt Merriam-Webster, das massgebliche amerikanische Wörterbuch, dazu. In positiver Lesart alles halb so schlimm, also beziehungsweise halb so wild. Der Wolf ist ja gar nicht da. Im Fall, um den es uns hier gehen soll, handelt es sich freilich nicht bloss um falschen Alarm, der da gegeben wird, sondern, schlimmer: um vorsätzlichen Fehlalarm mit der einzigen Absicht, brave Nachbarn hinters Licht zu führen und in Angst und Schrecken zu versetzen. Oder wäre da noch etwas ganz anderes als virtuos variierte Idiomatik? «The True Encounter» von Edna St. Vincent Millay:

«Wolf!» cried my cunning heart
At every sheep it spied,
And roused the countryside.

«Wolf! Wolf!» – and up would start
Good neighbours, bringing spade
And pitchfork to my aid.

At length my cry was known:
Therein lay my release.
I met the wolf alone
And was devoured in peace.

«Wolf!» rief mein tückisch' Herz,
Kaum war ein Schaf in Sicht,
Und macht' das Land verrückt.

«Wolf! Wolf!» – und allerwärts
Schrak Nachbarschaft, mit Spaten
Und Gabeln mir zu raten.

Zuletzt hat dieses Schrei'n
Geweckt mein schlimm' Gewissen.
Ich traf den Wolf allein
Und ward in Ruh' zerrissen.

«The True Encounter» ist 1939 in «Huntsman, What Quarry?» erschienen, dem letzten Gedichtband, den Edna St. Vincent Millay (1892–1950) noch selbst zusammenstellen konnte. Berühmt, bekannt war «Amerikas grösste Dichterin» da noch immer, auch wenn Alkohol und Morphium einen immer stärkeren Tribut forderten.

Zunehmend wichtig waren pazifistisch-politische Anliegen geworden. Im Greenwich Village der frühen zwanziger Jahre war Millay die lyrische Stimme des Jazz Age gewesen, war als Schauspielerin bei Eugene O'Neills Provincetown Players aufgetreten, hatte sich als Dramatikerin versucht und daneben ein «hochkomplexes Liebesleben, an dem gern auch mehrere Partner pro Tag beteiligt sein konnten», organisiert.

So war sie «künstlerisch höchst erfolgreich, eminent attraktiv, sexuell völlig frei und selbstbestimmt und gerade deshalb unnahbar, wann immer sie es so wollte», wie Ernst Osterkamp in seiner dichten Monografie zu ihrem Leben und ihrer Kunst schreibt.

1923 hatte sie den Pulitzerpreis für Lyrik erhalten, die Auflagen ihrer Lyrikbände gingen in die Zehntausende, auf Lesereisen von Küste zu Küste und in landesweit ausgestrahlten Radioprogrammen hatte ihre dunkle Stimme ein riesiges Publikum fasziniert, und noch im Frühjahr 1945 war in 140 000 Exemplaren eine «Armed Services Edition» von «Lyrics and Sonnets» für die amerikanischen Streitkräfte in Übersee erschienen. Gern zitiert wird auch der Ausspruch Thomas Hardys, «the two great things about America» seien dessen Wolkenkratzer und die Gedichte von Edna St. Vincent Millay.

Einzigartig war ihre an der lateinischen Dichtung und an Shakespeare geschulte Sonettkunst. Osterkamp nennt sie «eine der grossen Sonettistinnen der Weltliteratur, vielleicht sogar die bedeutendste des 20. Jahrhunderts».

«The True Encounter» nun, diese «wahre», wahrhaftige Begegnung, ist zwar kein eigentliches Sonett, spielt mit dem einen, an den Schluss gesetzten Quartett und den beiden vorgelagerten Terzetten aber unübersehbar mit der Form. Phänomenal dabei der Schlussvers. Das metaphorische Reden wird ins Surreale entrückt, wird zur geisterhaften Ansprache. Der innere Dämon, wer auch immer er gewesen sein mag, hat endlich seinen Frieden gefunden. «Jäger, welche Beute?»: Die Frage über der Gedichtsammlung beantwortet ein erlöstes Ich *d'outré-tombe*.

Übersetzung: Christoph Egger



Die Bibel Im Abseits

Denn von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Grössten sind sie alle nur hinter Gewinn her, und vom Propheten bis zum Priester sind sie alle Betrüger. Und nur scheinbar geheilt haben sie den Zusammenbruch meines Volks, als sie sagten: Friede! Friede! Doch da ist kein Friede

(Jeremia 6, 13 f.). – Wir denken oft in Gegensätzen: Oben und unten, schön und hässlich, links und rechts, gut und böse. Auch Jeremia redet von Gegensätzen: Kleinste und Grösste, Propheten und Priester. Der Priester war eine etablierte, mit der Macht verbandelte Amtsperson, während der Prophet als Botschafter Gottes auf sich selbst und seine Überzeugung gestellt war.

Jeremia war ein solcher Prophet. Sein Aufruf zum Realitätssinn und zum Gottvertrauen hätte ihn beinahe das Leben gekostet (Jer 26). Er stand ziemlich allein gegen den Mainstream, wo Priester und «Propheten» behaglich mitschwammen. Als Prophet wider Willen orientierte er sich am Auftrag Gottes. Er sah sich gezwungen, die wahren Umstände zu durchschauen und die unliebsamen Schlussfolgerungen auszusprechen.

Prophetisch Begabte geraten völlig ins Abseits, wenn die Elite und ihre Gegenspieler gemeinsam in der geistigen Wellness planschen. Die Verwirrung kann total werden. Die Bekennende Kirche wandte sich nicht nur gegen die NSDAP, sondern auch gegen die Kirche. Solschenizyn wandte sich nicht nur gegen die Staatsführung, sondern auch gegen den Schriftstellerverband. Jeremia wandte sich nicht nur gegen die Priester, sondern auch gegen die Propheten.

Versagen die herkömmlichen Vordenker, muss man beginnen, selber zu denken. Ein Symptom des Zusammenbruchs ist, wenn sich Propheten mit Priestern, Linke mit Rechten, Konservative mit Progressiven verbünden. Womöglich um des lieben Friedens willen. Es gibt aber einen Frieden, der keiner ist. Er hält nicht lange.

Peter Ruch

Die Leben der Lee Miller

Sie war begehrtestes *Vogue*-Model in New York, hochgeachtete surrealistische Künstlerin in Paris – und als Kriegsreporterin mit den Alliierten unterwegs.

Beatrice Schlag

Lee Miller – Fotografin zwischen Krieg und Glamour: Museum für Gestaltung Zürich, Toni-Areal, Pfingstweidstrasse 96. Bis 3. Januar 2021

Der Tod von Lee Miller, die 1977 starb, berührte ihren Sohn Antony Penrose wenig. Der damals 23-Jährige hatte sie als traurige, bittere Frau erlebt, eine untätige Trinkerin, die als Mutter distanziert und schwierig war. Oft schämte er sich für ihre schneidenden Äusserungen. Über ihr Leben vor seiner Geburt wusste er nichts. Sie hatte nie von früher geredet. 1997 fand Penrose auf der Suche nach alten Familienfotos im Estrich von Farley Farms in East Sussex, dem Landsitz seiner Eltern, eine Unmenge verstaubter Kisten, Koffer und Kartons mit über 60 000 von Lees Fotos und Negativen, ausserdem Texte und Tagebücher. Er war nicht nur überwältigt von der einstigen Schönheit seiner Mutter, sondern ebenso von ihrer Verwegenheit, ihrer künstlerischen und intellektuellen Brillanz und dem Schmerz, für den sie nie Worte gefunden hatte. Jahrelang ordnete er ihren Nachlass und gründete schliesslich in seinem Elternhaus die Lee Miller Archives, die er heute mit seiner Tochter Ami Bouhassane führt.

Vergöttertes Kind

Sämtliche Bilder, die derzeit in der beeindruckenden Ausstellung des Museums für Gestaltung in Zürich zu sehen sind, stammen aus den Archives. Kuratorin Karin Gimmi hoffte, einen Überblick über das gesamte Lebenswerk der in der Schweiz kaum bekannten Lee Miller zeigen zu können, und hatte Glück: Da wegen Corona diverse internationale geplante Miller-Ausstellungen abgesagt wurden, stand der ganze Bestand der Archives zur Auswahl.

Die 1907 in Poughkeepsie, New York, geborene Lee war ein vergöttertes Kind, obwohl sie wegen Desinteresse immer wieder von den feinen Schulen der Umgebung flog. Die Mutter war eine ehemalige Krankenschwester, der Vater leitender Ingenieur in einem Grossbetrieb und begeisterter Amateurfotograf, der

Lee und ihre Brüder nicht nur unablässig fotografierte, vor allem Lee, sondern ihnen auch den Umgang mit Kameras beibrachte.

Dass Lee mit sieben im Haus von Freunden ihrer Eltern vergewaltigt wurde und sich dabei mit Gonorrhö ansteckte, wussten selbst ihre beiden Brüder nicht. Ihr jüngerer Bruder Erik erinnert sich lediglich an Lees Schreie aus dem Badezimmer, wenn die Mutter ihre Geschlechtskrankheit behandelte. Penicillin gab es noch nicht. In einem ihrer seltenen Interviews sagt Lee Miller später: «Über meine dunkle und angeblich schreckliche Vergangen-



Unverschämt sinnlich:
fotografiert von Man Ray 1931.

heit, über diese schmutzigen Erfahrungen werde ich nicht reden. Ich sage lediglich, dass alles, was Sie über mich hören, wahrscheinlich wahr ist.» In ihr Tagebuch schrieb sie: «Ich bin beschädigte Ware.» Es war nicht nur die Vergewaltigung. Sohn Antony und Bruder Erik waren schockiert, als sie unter den Fotos im Estrich auch Aktbilder der minderjährigen Lee fanden. Sie war von ihrem Vater immer wieder nackt fotografiert worden, seit sie acht war.

Mit neunzehn zog Lee Miller nach New York, um Aktzeichnung und Malerei zu studieren. Kurz nach ihrem Umzug begegnete sie Condé Montrose Nast, dem Besitzer der *Vogue*. Ob er sie zurückkriss, weil die zerstreute junge Frau

geradewegs vor ein Auto laufen wollte, oder selber im Fond des Autos sass, ist strittig. Jedenfalls bestellte der Verleger sie sofort in die Redaktion. Nur Wochen später war ihr Gesicht als Zeichnung – Titelfotos gab es bei *Vogue* erst Jahre später – auf dem Cover. Es war ein Poster der modernen jungen Frau: kurze blonde Haare, Glockenhut, unverschämt sinnlicher Mund und grosse hellblaue Augen, die einen anblicken, als seien ihre Gedanken weit weg. Kein Lächeln, wie auch auf all ihren späteren *Vogue*-Titeln. Lee Millers Zähne waren nicht perfekt.

So jung und schön und frei

Perfekt für Fotos hingegen war neben ihrer Schönheit ihre selbstbewusste, völlig entspannt wirkende Körperhaltung. Sie warf sich nicht in Pose, und wenn, war es nicht wahrzunehmen. Sie arbeitete mit den besten *Vogue*-Fotografen, allen voran mit Edward Steichen. Nach zwei Jahren wusste sie, dass sie lieber selber Fotos machen würde, als Model zu sein. «Ich glaube, es war Steichen, der ihr sagte: Wenn du bei einem der ganz Grossen lernen willst, musst du nach Paris, zu Man Ray», sagt ihre Biografin Carolyn Burke. Mit Steichens Empfehlungsschreiben fuhr sie 1930 nach Paris.

Das Schreiben war offenbar überflüssig. In einem Interview erzählte Miller 1946, sie habe Man Ray zufällig in einem Pariser Café getroffen. «Ich bin Ihre neue Studentin», sagte sie zur Begrüssung. Er antwortete, er nehme keine Studenten, ausserdem sei er auf dem Weg in die Ferien. «Ich komme mit», erwiderte Lee Miller und stieg mit ihm in den Zug nach Biarritz. Sie wurde seine Studentin und bald auch seine Geliebte. Der kleine, bullige Mann mit der grenzenlosen Fantasie begeisterte sie.

Lee lernte schnell. Gemeinsam entwickelten sie die Bildtechnik der Solarisation, der doppelten Überbelichtung. Die Nachfrage nach solarisierten Porträts war riesig. Abends feierten sie mit Rays Surrealisten-Freunden, unter ihnen Picasso, Paul Eluard, Jean Cocteau. Mit einigen von ihnen schlief sie auch. Die Surrealisten bejahten die freie Liebe. Und für Lee Miller war selbstverständlich, dass Frauen dürfen,



Verfluchte die Deutschen: Reporterin Miller mit Pablo Picasso in Paris 1944.

was Männer dürfen. Der eifersüchtige Man Ray war ihrer Unabhängigkeit nicht gewachsen. «Du bist so jung und schön und frei», schrieb er ihr, «ich hasse mich für meine Versuche, dir Grenzen in dem zu setzen, was ich am meisten an dir bewundere und so selten an Frauen finde.» Sie nahm sich ein eigenes Studio. Ihr künstlerischer Erfolg machte die Krähe mit Ray schlimmer.

In Hitlers Badewanne

1932 verließ sie ihn und kehrte nach New York zurück. Dort lebte Lee von Werbe- von Modefotografie und langweilte sich. Zwei Jahre später heiratete sie zur Überraschung ihrer Freun-

de den ägyptischen Geschäftsmann Aziz Eloui Bey und übersiedelte nach Kairo in seine Luxusvilla. Die Wüstenbilder aus jener Zeit zählen zu ihren besten Werken. Aber das Kairoer Gesellschaftsleben ödete sie an. Bei einer Reise nach Paris begann sie eine Affäre mit dem steinreichen britischen Surrealisten Roland Penrose. Wenig später trennte sie sich von Aziz Eloui Bey. Monogamie war nichts für Lee Miller. 1939, kurz vor Kriegsbeginn, zog sie zu Penrose nach London und nahm ihre Arbeit als Modefotografin für *Vogue* wieder auf. Die Aufgabe, Mode in Kriegszeiten zu fotografieren, als Mode für die meisten Frauen bestenfalls Umarbeitung der vorhandenen Garderobe bedeutete, regte

Lee Miller zu ihren vergnüglichsten Bildern an. Aber sie wollte mehr: 1942 wurde sie als US-Kriegsberichterstatterin akkreditiert. Zwei Jahre später berichtete sie nach der Landung der Alliierten im Tross des 83. amerikanischen Infanterieregiments aus Frankreich und später aus Deutschland. Erstmals erschienen in *Vogue* nicht nur Kriegsbilder, sondern auch frappante Texte von Lee Miller.

Sie machte aus ihrem Entsetzen und ihrem wachsenden Hass gegen die Hunnen, wie sie die Deutschen oft nannte, kein Hehl. Aus dem noch umkämpften Saint-Malo schrieb sie: «Meine Absätze traten auf eine tote, abgerissene Hand, und ich verfluchte die Deutschen für die hässliche, elende Zerstörung.» Viele ihrer Kriegsbilder wurden weltweit nachgedruckt, ohne dass jemand auf den Namen Lee Miller achtete.

Das einzige Foto, das sie als Kriegsreporterin bekannt machte, zeigt sie beim Duschen in Hitlers Badewanne. Dessen Münchner Wohnung an der Prinzregentenstrasse war damals bereits von amerikanischen Soldaten besetzt. Vor der

«Mit dem Ende des Krieges scheine ich meinen Biss oder Enthusiasmus verloren zu haben.»

Wanne liegt ein völlig verdreckter Badeteppich mit Millers Armeestiefeln, auf dem Wannrand steht ein gerahmtes Foto Hitlers, das von Lee Miller dort platziert wurde. Wenige Stunden vor der provozierenden Bild-Inszenierung hatte Miller im KZ Dachau, das am Vortag befreit worden war, Leichenberge ermordeter Juden, ausgemergelte Überlebende und massakrierte SS-Aufseher fotografiert. Noch während ihres Aufenthalts in der Prinzregentenstrasse vermeldete das Radio Adolf Hitlers Selbstmord.

«Mit dem Ende des Krieges scheine ich meinen Biss oder Enthusiasmus verloren zu haben», schrieb Lee Miller an Roland Penrose. Seit der Rückkehr nach London kämpfte sie mit Alkohol und Depressionen. 1947 heiratete das Paar, weil Lee schwanger war. Zwei Jahre später kaufte Penrose die Farley Farm in East Sussex, in der Hoffnung, das Landleben werde ihr guttun. Aber Lee Miller war ein Stadtmensch. Meist war das Paar in London oder auf Reisen.

Der einzige Ehrgeiz, der Lee auf dem Land packte, war, eine in ihren Augen perfekte Gastgeberin und Köchin zu sein. Für ihre vielen Künstlerfreunde bereitete sie surrealistischen Menüs wie «Blumenkohlbrüste» oder «Marshmallows an Cola-Sauce» zu. Allerdings erst, nachdem sie ernsthaft in Garten, Stall oder Küche geackert hatten. «Ich habe vier Jahre recherchiert und geübt», schrieb sie 1953 in «Working Guests», ihrem letzten Artikel für *Vogue*, «bis ich alle meine Freunde so weit hatte, meine Pflichten zu erledigen.» Die Hausherrin machte derweil ein Nickerchen.



Aufsässiger Giftzahn: Isabelle Huppert in «La daronne».

Film

Frau mit berauschenden Talenten

Wolfram Knorr

La daronne (Frankreich, 2020)

Von Jean-Paul Salomé. Mit Isabelle Huppert, Farida Ouchani, Hippolyte Girardot

Kein barsches Wort, keine laute Order, keine Hektik im Büro des Pariser Drogendezernats. Alle lauschen den Äusserungen der Polizei-Dolmetscherin Patience Portefeux. Sie übersetzt ein Telefonat zwischen zwei Arabern. Eine gewaltige Drogenmenge wird angekündigt – da stutzt Patience: Der Lieferant ist der Sohn von Khadidja (Farida Ouchani)! Khadidja ist die Pflegerin ihrer Mutter im Altersheim, und sie macht das prima, aber das Heim will die demente Mutter trotzdem entlassen, weil Patience die Kosten für die Pflege nicht mehr aufbringt.

So viel zu Nächstenliebe und zu Moral. Patience übersetzt darauf Erfundenes, verzieht keine Miene, täuscht Unwohlsein vor und wetzt ins Seniorenheim, um die Pflegerin zu informieren. Sie erkennt eine Chance, an Geld zu kom-

men, trickst die Dealer aus und nimmt das Geschäft in die eigene Hand.

«La daronne» von Jean-Paul Salomé («Les braqueuses») ist eine ziemlich ausgelassene französische Klamotte, bei der tatsächlich einmal der deutsche Titel treffender den Charakter der mit Wut und Wonne agierenden Dampfkochtopf-Heldin wiedergibt als der Originaltitel: «Eine Frau mit berauschenden Talenten».

Aufsässiger Giftzahn

Diese Frau ist keine Geringere als Isabelle Huppert, neben Catherine Deneuve die letzte Konstante – oder besser: Säule – des mürbe gewordenen französischen Kinotempels. Wahrscheinlich sind Hupperts Talente noch berauschender als die der Deneuve. Auch wenn Deneuve genau zehn Jahre älter ist (1943 geboren) und mehr Filme auf dem Buckel hat, können sich beider Filmografien sehen lassen. Während Deneuve die Grande Dame mit allen Untiefen und Schattenseiten verkörpert, ist Huppert ein aufsässiger Giftzahn; sie boxt sich nach oben, und beim Anblick guter Manieren und Bildungsgetue kommt ihr die Galle hoch.

Claude Chabrol – Apotheker-Sohn und einer der einstigen Nouvelle-Vague-Recken –, der gern die feinen Soupers der Oberbourgeoisie

mit Rattengift versetzte, musste zur zierlichen Isabelle greifen, die schon auf der Bühne, ob als Medea oder Hedda Gabler, eine Mischung aus aggressiver Verletzlichkeit und melancholischer Bitternis verkörperte.

In «Les valseuses» (1974) fiel sie neben Jeanne Moreau, Miou-Miou und Brigitte Fossey mit einer kleinen, biestigen Rolle erstmals auf. Und brillierte als Giftmörderin in Chabrols «Violette Nozière» (1978), die in den 1930er Jahren, in der stickigen elterlichen Wohnung eingepfercht, auf

Isabelle Huppert ist eine der letzten Säulen des mürbe gewordenen französischen Kinotempels.

der Strasse Enthemmung sucht, auf den Strich geht und die Eltern vergiftet, um einem Freier, in den sie sich verknallt, aus seiner finanziellen Bredouille zu helfen. Der soziale wie psychische Abgrund findet sich in Hupperts Gesicht: tief wie ein dunkles stilles Wasser.

Neben Chabrol war sie Michael Hanekes Muse, von «La pianiste» (2001) bis «Happy End» (2017). Dass sie auch «Madame Bovary» (1991) verkörperte und in Denis Diderots «La religieuse» (2013) mit von der Partie war, in diesen Klas-

sikern über Frauen, die sich der Unterwerfung widersetzen, versteht sich fast von selbst.

Auch im James-Hadley-Chase-Thriller «Eva» (2018) bleibt sie unvergesslich, die Schlange, die einen Traumtänzer hypnotisiert. Die böseste Rolle, neben Neil Jordans Hexen-Horror «Greta» (2018), fand sie beim notorischen Provokateur Jean-Luc Godard als abgezockte Hure in «Sauve qui peut (la vie)» (1980). Schonungslos geht's um die Ausbeuterpraxis, wobei nur Hupperts Gesicht dabei zu sehen ist. Eine grauenvolle, zornige Epistel über urbane Dekadenz.

Keine Frage: eine Frau mit berauschenden Talenten, auch wenn sie als überforderte Dolmetscherin im gleichnamigen Film ihr Rollenprofil als Durchtriebene, die mit pflaumenweicher Perfidie die Funktionäre des Staatsapparats in Gestalt von Philippe (Hippolyte Girardot), Chef der ermittelnden Sondereinheit und zugleich Geliebter von Patience, mit selbstironischem Vergnügen auf die Schippe nimmt.

Das macht das eigentlich unglaubliche Gequirr um böse arabische Dealer und eine mysteriöse Chinesin, die Patience gegeneinander auspielt, unterhaltsam. Isabelle Huppert mag kein Star im herkömmlichen Sinn sein, weil sie nie den Konsens suchte; aber zugleich war sie nie eine der verbohrtten Schauspielerinnen, die sich in ihren Rollen wie in einem Sumpf verlieren. Das macht ihre Grösse aus – und fast jeden Film kurzweilig, in dem sie zu sehen ist.

Pop Im Zimmerchen Anton Beck

Tatyana: Shadow on the Wall. Sinderlyn.

Wer das Leben als Reise versteht, weiss auch um das Kommen und Gehen der Mitreisenden. Dieser Prozess, dieser stete Wandel der Lebensphasen, die alle auch von Begegnungen mit Menschen geprägt sind, wird zurzeit wohl in keinem Album schöner porträtiert als in «Shadow on the Wall» der britischen Popsängerin Tatyana. «You can always join me if you'd like to», heisst es im Song «OOT» zu einem gelassenen *trap beat* und ein paar dahingeworfenen Akkorden. Neue Einflüsse, die in ihr Leben treten, begrüsst sie; wenn sie daraus verschwinden, nimmt sie es nüchtern hin.

Tatyana sagte in einem Interview, in dem Song gehe es darum, dass es im Leben so viel zu tun und zu erleben gebe; dass es sich von Beziehungen zu lösen gelte, die zu sehr ablenkten. Bei genauerer Betrachtung des Zeitgeistes eine sehr aktuelle Lebenseinstellung.

Dieser Lobgesang auf die Individualität durchzieht alle fünf Songs in «Shadow on the

Wall». Manchmal klingt das etwas gedämpft («Over Again»), manchmal sehr direkt («Need 2 Know»), aber nie selbstmitleidig oder betrübt, viel eher etwas vorlaut, wie gerade der Pubertät entsprungen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ganz im Sinn der Generation Z, der um die Jahrtausendwende Geborenen, zu denen Tatyana gehört.

Selbst mit dem Klischee des übermässigen Gebrauchs von Auto-Tune hat die Sängerin keine Probleme. Wie bei vielen Popalben steht auch in «Shadow on the Wall» die Stimme als wichtigstes Instrument im Mittelpunkt, die umgebende Elektronik ist eher ein konstantes Hintergrundgeräusch. Dennoch hat das Album seine Eigenheiten; Tatyana hält nicht viel von bekannten und gesetzten Liedstrukturen, sondern experimentiert mit der Frage, wie viel Monotonie, wie viel Wiederholungen ein Song aushält, ohne einschläfernd zu wirken.

«Shadow on the Wall» ist das, was es besingt: ein sehr individuelles, eigenartiges Album. In der Fülle von Popmusik, die täglich den Äther durchflutet, drohen Einzelkämpferinnen und Einzelkämpfer leider allzu oft unterzugehen, diese Sängerinnen und Performer, die kein grosses Label hinter sich wissen, sondern wie Tatyana im eigenen Zimmerchen ihre Songs zusammenschrauben.

Es sei unglaublich einfach geworden, im eigenen Schlafzimmer Musik zu machen, sagt die Sängerin in einem Interview, sie habe dann die absolute Kontrolle und könne die Songs genau so produzieren, wie sie sie im Kopf habe. Auch die Videos, die Tatyana zu den Songs veröffentlicht, halten sich an diese Maxime. In «OOT» sitzt sie mit zwei Freundinnen vor ihrer Haustür, viel mehr passiert nicht.

Gewissermassen stellt sich «Shadow on the Wall» somit auch gegen Stars wie Dua Lipa, deren Output von A bis Z durchgetaktet ist



Alben für die Ewigkeit



Bruce Springsteen: Born to Run (1975)

«Ich habe die Zukunft des Rock 'n' Roll gesehen, ihr Name ist Bruce Springsteen» – diesen euphorischen Satz schrieb 1974 der Musikkritiker Jon Landau, Springsteens späterer Produzent und Manager. Er entfachte damit ein Interesse, das in einem medialen Rausch gipfelte, als das Album «Born to Run» erschien.

Der «Boss» war damals in einer kritischen Lage. Seine ersten zwei Werke wurden zwar gepriesen, blieben aber wie Blei in den Regalen liegen. Es ging hier also um *shit or bust* – alles oder nichts. Und genau so tönt dieses Werk. Bruce spielte um sein Leben.

Wenn ein Album den Zeitgeist und die Befindlichkeiten der amerikanischen Gesellschaft nach dem Ende des Vietnamkriegs und nach dem Watergate-Skandal Mitte der siebziger Jahre einfängt, dann ist es «Born to Run».

Bis heute hat sich an Qualität und Bedeutung dieses Albums nichts geändert, das für viele amerikanische Jugendliche der Soundtrack zum Erwachsenwerden war.

Der Protagonist setzte alles ein, was er hatte: Energie, endlose Studiozeit und die Gesundheit seiner E-Street-Band. Doch es gibt kein Meisterwerk ohne Blut, Schweiß und Tränen. Es geht darum, grosse Träume mit der Realität in Einklang zu bringen. Das ist der Wahnsinn jeder Albumproduktion.

Kaum ein anderer Rockmusiker Amerikas, ausser Bob Dylan oder Neil Young, hat den Geist der Zeit besser in seinen Texten ausdrücken können als Springsteen, der damit den Sprung zum Superstar schaffte. Sein drittes Album gilt zu Recht als eines der ausdrucksstärksten der Rockgeschichte.

Chris von Rohr

und die für ihre Videos keine Kosten scheut – wie es in der Popmusik eigentlich Tradition ist. Tatyana's «Popverständnis» ist noch eine Nische, zählt noch nicht Millionen von YouTube-Klicks, passt allerdings mit jedem Tag, der vergeht, besser in die sich wandelnde Welt der Popvideos und -musik. Gerade in Tiktok-Zeiten, in denen Influencer ihre Lieblingsongs mitsingen, entfaltet die «Selfmade»-Ästhetik – die wegen Corona nochmals einen Schub erhielt –, ihren Reiz, ihre Tragfähigkeit und Beständigkeit. Oder wie Tatyana singt: «Do everything you like, yeah, only one time, you only get one life.»

Games

Alte Schule

Marc Bodmer

Tony Hawk's Pro Skater 1+2: Vicarious Visions/Activision, PS4/Xbox One/PC

Wer das Wesen von Videogames etwas verstehen möchte, hat mit der frisch aufgelegten

Version der Meilensteine «Tony Hawk's Pro Skater 1+2» eine Chance dazu. Die beiden Skateboard-Oldies erlauben es uns, Tricks auf dem Bildschirm zu wagen, die uns im richtigen Leben den Hals kosten würden. Wenn ich das Spiel starte, donnern mir die Red Hot Chili Peppers um die Ohren, die Zeitreise hat keine drei Sekunden in Anspruch genommen. Ich fühle mich zwanzig Jahre zurückversetzt, wenn auch nicht jünger. Zwei Dekaden ist es auch her, dass ich das erste Kapitel des Skateboard-Games in die erste Playstation schob. Tony Hawk, damals der Übervater des Rollbretts, rollte mühelos vorwärts.

Schwierig wurde es erst, als es darum ging, der Schwerkraft ein Schnippchen zu schlagen oder noch besser zwei, drei. Hier versteckt sich auch der Kern des Spiels: Nur wer möglichst viele (Tasten-)Kombinationen aneinanderreihen und sicher landen kann, sammelt die begehrten Punkte. Das heisst: Es gilt, einen Balanceakt nicht nur auf dem Skateboard zu meistern, sondern auch zwischen Risiko und Belohnung abzuwägen.

Da es wie gesagt schon eine ganze Weile her ist, dass ich mit Tony durch die Strassenschluchten und Skateparks gekurvt bin, lasse ich mir die Grundbewegungen kurz in einem Tutorial vom Meister persönlich erklären, wäh-

rend etwas angestaubter Grunge und Hardcore aus den Lautsprechern plärren. Ollies, Grinds, Flips, 360er ... so weit, so ungut. Kaum werde ich etwas selbstsicher, knallt es meinen Tony



Schön abgehoben:

Preiswerter werden Sie nicht zum Weinkenner.



Inspirations-Paket für nur CHF 20.-

- 3 VINUM-Ausgaben frei Haus, inkl. grosser Jubiläumsausgabe
- 2 Spezialausgaben zu den Regionen Toskana und Champagne
- VINUM-App und Zugriff auf das E-Paper
- Member-Zugang mit Archiv auf vinum.eu
- + Geschenk: edle Flasche Wein aus dem VINUM-Weinkeller

Jetzt bestellen und profitieren:
www.vinum.eu/media



Digital verjüngter Klassiker Tony Hawk's Pro Skater 1 + 2.

hin, und das schmerzt richtig. Er rappelt sich nach ein paar Sekunden wieder auf und fährt mutig weiter, bis zu meinem nächsten Missgeschick.

Richtig lustig wird's in der freien Wildbahn, wenn es darum geht, binnen zwei Minuten so viele Kunststücke und Tricks aneinanderzureihen, damit ich die nötige Anzahl Punkte erhalte, um das nächste Level freizuschalten.

Kein Buch verlangt eine Prüfung vom Leser, damit er das nächste Kapitel lesen darf. Games tun das.

«Tony Hawk's Pro Skater 1+2» sind in dem Sinn richtig *old school*: Nur wenn man ein Level gemeistert hat, erschliesst man sich den Zutritt zum nächsten. Von dieser anspruchsvollen – sprich: frustrierenden – Mechanik sind viele Games in den letzten Jahren weggekommen, aber das Studio Vicarious Visions hat beim Remaster zu Recht daran festgehalten. Wer sich auf dieses Game einlässt, sucht gerade diese Herausforderung. Das *Grinden* – von engl. *grind*, zu Deutsch «schleifen» – geschieht nicht nur auf den Treppengeländern und Randsteinen, sondern bei einem selber.

Immer und immer wieder versuche ich, die Combos miteinander zu verbinden. Sprung geglückt, selbst nach einer 360-Grad-Drehung, dann in die Hocke, um Schwung zu holen und abzuheben wie ein Vogel. Eine weitere Show-Einlage. Ein grossartiges Gefühl. Es fehlt nur noch ein Buchstabe, doch die Orientierung im Flug fällt nicht leicht. Zeit abgelaufen. Zurück zum Start.

Lorenz Keiser hat einmal auf diese Eigenart von Games hingewiesen: Es ist das einzige

Medium, das seine Nutzer bestraft. Kein Buch verlangt eine Prüfung vom Leser, damit er das nächste Kapitel lesen darf, kein Film wartet in der Pause mit einem Quiz auf, das nur die Zuschauerinnen wieder in den Saal lässt, welche die richtigen Antworten parat haben. Tony Hawk schon.

Doch das Tony-Hawk-Remaster präsentiert nicht nur eine aufgebrezelte Vergangenheit. Bei der Steuerung wurden Verbesserungen angebracht und die Auswahl der Spielfiguren nebst den Pros von damals mit neuen Skatern ergänzt, die zeigen, was heute an Tricks möglich ist. «Tony Hawk's Pro Skater 1+2» – eine Zeitreise, die sich richtig lohnt, auch wenn sie gelegentlich schmerzt.



„Wie ungepflegt du heute wieder aussiehst.“

Jazz Blues matters Peter Rüedi

Ambrose Akinmusire: On the Tender Spot of Every Calloused Moment. BN 00602 508926198

Eines der Stücke auf der jüngsten CD des neuen Stars unter Amerikas Jazztrompetern führt den Blues im Titel: «Blues (*We measure the heart with a fist*)». Ambrose Akinmusire, 1982 im kalifornischen Oakland geboren, ist der Sohn nigerianischer Einwanderer. Der Blues als spezifische Form schwarzer amerikanischer Volksmusik war ihm nicht in die Wiege gelegt, er «entdeckte» ihn im formalen Sinn sozusagen erst bewusst zusammen mit seinen Erfahrungen in der *black community*.

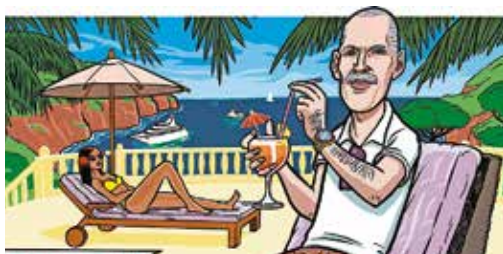
Sein Blues hat nichts mit den klassischen Formeln zu tun. So wenig, wie sein Engagement sich in explizit gestanzten schwarzen Agitprop-Parolen ausdrückt, sondern in poetisch vieldeutigen Bildern wie dem Titel seiner fünften CD für das Label Blue Note, «On the Tender Spot of Every Calloused Moment» (deutsch in etwa: «Auf dem zarten Punkt jedes verhärteten Moments»).

Akinmusire ist ein Fluidum, ein Gefühl, das in dieser Musik die unterschiedlichsten Ausdrucksformen affiziert, die vitalen, scharfen Postbop-Nummern dieses expansiven und subtilen Quartetts (Harish Raghavan am Bass, Sam Harris am Piano, Justin Brown am Schlagzeug), die wilden Free-Ausbrüche und die elegischen, innigen, auch gravitatisch langsamen Momente, die an die Trauermärsche der New-Orleans-Tradition erinnern.

Am Ende setzt sich der Trompeter ans E-Piano, verzichtet auf Schreie und Geflüster, seine virtuose Technik als Bläser in den schärfsten hohen und in den körperlich warmen tiefen Lagen (er liebt bei all seiner sonoren Trompetenkunst auch in Umfang und Dynamik die Extreme); er fordert den Zuhörer auf, zu einfachen Akkorden an seiner Stelle die Namen schwarzer Opfer laut auszusprechen, «read the names out loud» in einer «hooded [verhüllten] procession» – ein Statement von bewegender Aktualität, ist doch die CD Monate vor der Ermordung von George Floyd und den nachfolgenden Protesten aufgenommen worden.

«Das Album», sagt Ambrose, «hat viel zu tun mit dem, was ich vom Ausdruck schwarzer Erfahrungen in einem zeitgenössischen Zusammenhang denke.» Dazu gehört der Schmerz, aber auch der Optimismus einer schwarzen Existenz. Die Botschaft beseelt seine vieldeutige Kunst. Sie macht sie sich nicht untertan.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Seefeld

Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Lausanne, darauf gehe ich später ein. Zuerst erzähle ich über meine Nachbarschaft. Ich habe zwanzig Jahre lang, von 1998 bis 2018, zu Hause gearbeitet; Home-Office ist für mich ein alter Hut. Vor rund zwei Jahren aber beschloss ich, ein Büro zu mieten. Weniger, weil ich das Bedürfnis hatte, morgens die Wohnung zu verlassen, um erst abends wieder zurückzukehren. Mehr, weil unser damals Eineinhalbjähriger, sagen wir: begann, Persönlichkeit zu entwickeln, und ein ziemlich präsenten Kind wurde.

MvH *et famille* leben im oberen Seefeld, einem Quartier mit Namen Weinegg in Zürichs Stadtkreis 8. Dort gibt es Wald und Wasser (den Wehrenbach, bis in die Neuzeit Zürichs drittbedeutendstes Fließgewässer, steht auf einem Schild an ebendiesem). Bloss Restaurants gibt's dort nicht, jedenfalls keine erwähnenswerten beziehungsweise nicht in Gehdistanz. Doch solche sind unentbehrlich in meiner wunderbaren Welt. Weshalb ich entschied, sechs 11er-Tram-respektive zwei S18-Bahnstationen entfernt und nahe am Kreuzplatz ein Office zu nehmen. Seit her verbringe ich meine Tage im unteren Seefeld.

Dabei handelt es sich um eines meiner liebsten Viertel der Stadt, die Ecke hat Flair, würde man schreiben, wenn man zu bequem wäre, um zu beschreiben. Manche Häuser sind ansehnlich, es gibt welche, die könnten in Paris stehen, tatsächlich (Copyright dieser Beobachtung: ein Kollege, der an der Feldeggstrasse sitzt und auf ein solches schaut). Was man dagegen nur selten hat, ist Fernsicht, ausser man wohnt in der ersten Reihe am See (in dem Fall aber auch, leider, an der stark befahrenen Bellerivestrasse). Bei uns zu Hause, nebenbei erwähnt, blickt man aus dem Wohnzimmer über Zürichs einziges Minarett sowie

den Glockenturm einer evangelisch-reformierten Kirche auf den Prime Tower und den Üetliberg.

Dafür bietet das Seefeld dem Auge anderes – abgesehen von der Umgebung des Paradeplatzes, begegnen einem hier wohl am meisten einigermaßen gutgekleidete Männer sowie sexy angezogene Frauen (ab und zu sogar eine, die Absätze trägt, was im «Modesommer» 2020, in dem Sneakers mit dicken Sohlen das Fashion-Ding waren, als besonderes Vorkommnis vermerkt werden darf). Während des sogenannten Lockdowns – es war ja eigentlich keiner, zahlreiche Läden und Lokale betrieben ihre Geschäfte glücklicherweise weiter – knickten Seefeld-Bewohnerinnen und -Bewohner allerdings ein, es gab mehrheitlich Trainingsanzüge zu sehen, in denen hauptsächlich Menschen steckten, die nicht regelmässig zu trainieren schienen.

Jetzt zu den in meinen Augen besuchenswerten nächstgelegenen Lokalen: das «Ginger» – das Restaurant, nicht die Sake-Bar, die Preise sind zu hoch, finde ich –, «Tibits», «Tiffins», «Dean & David», «Stripped Pizza» oder das «Razzia». Letzteres ist *hands down* das schönste dieser nicht abschliessenden Aufzählung, wäre es auch anderswo, irgendwo auf der Welt, es gibt darin zudem ein Café, das ich gerne häufiger besuchen würde, bloss schmeckt mir der Kaffee nicht, es handelt sich dabei um ein typisches Schweizer Restaurant-Käfel (lang, dünn, teuer), schade.

Wenn wir's davon haben: Im «Monocle Shop & Café» gibt's den, von mir aus gesehen, zweitfeinsten Espresso der Stadt, der allerfeinste ist der des «Vicafe» am Bellevue, doch dafür muss man a) Schlange stehen plus liegt es b) zu wenig im Quartier. Zudem «trinkt das Auge mit» im «Monocle», schreibe ich frei nach Boris Becker, der das über die «Seerose» in Wollishofen sagte, als er noch in Zürich wohnte (und ich noch solche Leute befragte). Nein, Spass aufs E-Bike, von denen es viele gibt im Seefeld: Was meinem ehemaligen Auftraggeber Tyler Brülé mit seinem «Monocle Café» gelungen ist – davor ziehe ich meinen Trucker-Hut von James Perse und bin voller Respekt. Er hat es hinbekommen, ein zuvor nondescriptes Ladenlokal zum schön gestalteten verlängerten Wohnzimmer der Expat- und Kreativgemeinde zu machen (oder wenigstens derer, die aussehen, als gehörten sie zur einen, anderen oder zu beiden Gruppen).

Nun ein strenges Urteil: Weshalb muss man in Züricher Restaurants und Cafés, die ein bisschen chic sind, immer öfter auf Englisch bestellen?

MvH hat sich in den vergangenen dreissig Jahren in der Stadt damit abgefunden, dass Dienstleisterinnen und Dienstleister kein Berndeutsch können, aber das ist ein Minderheitenidiom und somit in Ordnung, dann passt man sich halt an, nicht wahr? Genau darum sollten Angestellte, die hier leben und als Bewirter arbeiten wollen, Basics wie «Einen doppelten Espresso», «Das vegetarische Menü, bitte» oder «Darf ich die Rechnung haben?» verstehen, so sehe ich es.

Die letzten Zeilen widme ich den Glaces von «Gelati am See», zirka auf der Höhe der Höschgasse. Kaufen Sie eines, bevor Dani Winterpause macht. (Pardon, Lausanne, kein Platz mehr heute.)



UNTEN DURCH Prachtsburschen

Linus Reichlin

Ich lerne zurzeit für die Jagdprüfung. Jeden Abend sitze ich vor dem Computer und beantworte die Multiple-Choice-Fragen von Theorietests. Es sind teilweise sehr knifflige Fragen, zum Beispiel: «Wie kommen Sie als Jäger am besten zu Ihrem Hochsitz? A) Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. B) Mit dem Auto. C) Mit Hilfe von Google Maps.» Ich tippte auf A, weil man als Jäger ja die Umwelt schützen will, ausser wenn sie einem in Gestalt eines sogenannten Lebenshirsches begegnet. So nennt man einen Hirsch mit vielen langen Stangen und einer Gabel – auf einen solchen Prachtsburschen hat man als Waidmann sein Leben lang gewartet! Und plötzlich steht er im Holz vor einem, mit seinen mächtigen Brunftkugeln, die im Morgennebel hin- und herbaumeln! Sein Orgeln ist *très magnifique*, wie man in der Jägersprache sagt. Meistens orgelt der Lebenshirsch in Polen oder Weissrussland, denn dort gibt es viele Hirsche, die ihr Leben lang auf ihren Lebensjäger gewartet haben, also

auf einen waidmännischen Prachtsburschen, der 2500 Euro für ihren Abschuss hingelächert hat (sogenannter Blattschuss).

Aber richtig war Antwort C: Mit dem Auto gelangt der Jäger zum Hochsitz. Darauf wäre ich nie gekommen, denn ich dachte immer, dass Jäger pirschen. Aber dann las ich, dass unter anderem im Kanton Thurgau die Auto-pirsch weitverbreitet ist. Im Thurgau schießen die Jäger also definitiv nicht aus dem Tram auf das Schwarzwild – wahrscheinlich weil die Trampirsch den Nachteil hätte, dass die Wildschweine sich die Ankunftszeiten des Trams merken würden und dann einfach nicht da wären, wenn die Jäger ankommen. Wenn man sich mit dem Privatauto ans Schwarzwild an-pirscht, hat man also das Überraschungsmoment auf seiner Seite.

Eine andere Frage des Theorietests lautete: «Dürfen Sie als Jäger Ihre Frau/Freundin mit auf den Hochsitz nehmen? A) Nur wenn eine konzentrierte Schussabgabe gewährleistet ist. B) Nur wenn zuvor die Autopirsch nicht erfolgreich war. C) Nur bei der Taubenjagd.» Ich tipp-te auf C, denn Tauben hören, wie ihr Name schon sagt, sehr schlecht. Schalenwild, insbesondere das scheue Reh, vernimmt aber im Wald alles, auch das leise Tröpfeln, wenn eine Feldmaus sich erleichtert. Selbst ein auf dem Hochsitz nur ganz leise geflüstertes «Liebst du mich?» der Frau/Freundin würde das Rotwild schon vertreiben. Der Jäger müsste also den Finger an seine Lippen legen. Doch das würde seine Frau/Freundin als «Nein» missverstehen, und nun würde sie halblaut sagen: «Du liebst mich also nicht!» Daraufhin wäre der Wald wie leergefegt. Von Grimbart, von Schupp und von *maitre sanglier*, wie man in der Jägersprache sagt, würde nur noch ein klassisches Flucht-Tritt-siegel im Waldboden zu sehen sein. Einzig die Tauben würden den Hochsitz mit dem inzwischen laut streitenden Liebes- oder Ehepaar noch umflattern. Richtig war aber, zu meinem Erstaunen, Antwort A: Man darf eine Frau bei gewährleisteter kontrollierter Schussabgabe mitnehmen.

«Das sind doch keine Fragen aus der Jägerprüfung!», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm davon erzählte. Er behauptete, richtige Fragen würden lauten «Welche Duftdrüsen des Fuchses kennen Sie?» und «Was ist die Superfötation?». Bruno hat die Jagdprüfung allerdings vor vierzig Jahren abgelegt. Damals

waren Frauen noch froh, wenn ihre Männer in der Morgen- und gern auch in der Abenddämmerung weg waren – sie wollten gar nicht mit auf den Hochsitz. Also hat man bei der Jagdprüfung nach Duftdrüsen gefragt und nicht nach Beziehungsproblemen. «Vielleicht sind es einfach moderne Fragen», sagte ich, «auch die Jäger gehen mit der Zeit. Welche Duftdrüsen kennst du denn eigentlich?» – «Alle», sagte Bruno. «Und was ist die Superfötation?», fragte ich. «Das wusste ich mal besser als jeder andere», sagte Bruno. Er war mir also keine grosse Hilfe. Am nächsten Abend übte ich wieder allein weiter: «Ist die Autopirsch bei laufendem Motor gestattet? A) Ja, wenn Ihre Frau/Freundin friert. B) Nur mit Elektroauto. C) Nur bei drohender Superfötation.»



FAST VERLIEBT Der Angstradius Claudia Schumacher

«Jenny», sagt er – und es ist ernst, sonst würde er sie «Herzchäferli» nennen –, «es ist genug!» Seine Pupillen sind adrenergisch geweitet, seine Brust und sein Herz fühlen sich eng an. «Wir sind nur noch einen Schritt davon entfernt, die Fenster geschlossen zu lassen wegen der Aerosole der anderen», fährt er fort. «Ich werde heute Abend meine Freunde im «Bären» treffen – ob es dir passt oder nicht!» Er schaut sie an. Sie wirkt noch kleiner als sonst. Hat sich auf der Couch eingerollt wie ein Kätzchen.

Er setzt sich auf den Stuhl, ihr gegenüber, und seufzt einmal tief. Was kann man da machen? Sie war schon immer ein Angstmensch. Als ihre gemeinsame Tochter klein war, verlor sie jeden Kontakt zu ihren Kolleginnen. Ihre Furcht, der Kleinen könnte etwas zustossen, war so übergross, dass sie ständig zu ihr ging und sie anfasste, auch wenn sie schlief. Weshalb

die Kleine dauernd aufwachte, rumschrie und eine nervöse Konstitution entwickelte. Jennifer hat Angst, in den Keller zu gehen. Das fand er anfangs niedlich. Auch, dass sie sich nicht traut, auf der Autobahn zu fahren. Sie ist so schutzbedürftig. Er hingegen ist gross, fühlt sich neben ihr noch grösser, gibt ihr gerne Schutz. Seit Corona aber bringt sie ihn an seine Grenzen. Der Radius ihres gemeinsamen Lebens schrumpft ins Mikroskopische, Jennifers Angst regiert. Während seine Freunde den Sommer am See verbrachten und in der ganzen Stadt die Sonne orange in Aperol-Spritz-Gläsern leuchtete, hatte er Rücksicht auf sie genommen.

Nur einmal hatte er sich heimlich zu den anderen geschlichen, peinlich genau auf Abstand achtend. Als er nachts wieder neben ihr lag, konnte er nicht schlafen, weil er irrationalerweise ein schlechtes Gewissen hatte. Ihre Wohnung hat sich in den Lager-raum eines Spitals verwandelt: Kartons voller Handschuhe, Masken und literweise Desinfektionsmittel. Es beeindruckte sie auch nicht, als sich herausstellte, dass Corona kaum durch Oberflächen übertragen wird und Desinfektionsmittel wenig bringen: Seine Frau überzieht ihren ganzen Körper damit wie andere mit Parfüm. «Deine Angst ist zu gross geworden. Du bist nicht mehr empfänglich für Vernunft», sagt er ihr jetzt. Eine Weile noch schaut er sie an, wie sie beleidigt die Lippen aufeinanderpresst, einfach nichts sagt. «Es ist sinnlos», sagt er und geht.

Auf der Strasse angekommen, schnaubt er regelrecht vor Wut. Heute Abend wird er Spass haben. Er wird auf jede Abstandsregel pfeifen. Und ja, warum nicht: Womöglich knutscht er heute endlich mal fremd. Mit der Andrea, die schon länger auf ihn steht.



Sprache der Berge

Adelboden: Rückgewinnung der Gemütsruhe.



Wie aus der Zeit gefallen: «Parkhotel Bellevue» in Adelboden.

Wir waren ein paar Männer an einem Tisch zur vorgerückten Stunde; Träume, Tragödien, Zigaretten und Rotwein. Wir sprachen über das Aussterben der Paradiese und was dies für den weiteren Verlauf der Menschheit bedeuten könnte, ob uns das verändert, ob das trauerrelevant ist, ob ein Leben ohne Paradiese überhaupt noch lebenswert ist.

Irgendeiner fragte, ob es so was gebe wie das nächstgelegene Paradies, ein Arkadien um die Ecke sozusagen, einen Ort der Schönheit und vor allem der Ruhe, eine Art Gegenwelt zur vorherrschenden Unruhekultur. Hotels, sagte einer, diese stillen Aquarien im tobenden Weltozean. Und dann erzählte einer vom «Parkhotel Bellevue» in Adelboden, kein Scherz, sagte er noch. Wie es daliege am Hang, ummantelt von Bergen, abgehoben ein ganz klein wenig von der Welt und doch ein ganzes Stück näher am Himmel. Die Ruhe sei etwa jene eines Stroms, der hastlos wie ein Flaneur dem Meer entgegenfliesst.

Ich ging hin in der Hoffnung, nach ein paar Tagen und Nächten zurückzukommen mit der Gewissheit, eine neue Sehnsucht im Gepäck und einen Topos gefunden zu haben, für wenn die Seele einen kleinen Infarkt erleidet. Zwei Stunden nur liegt es entfernt vom Ort, an dem mein Leben täglich mal dümpelt, mal *gumpt* und von dem aus ich aus dem Fenster schaue an einen kargen Horizont, hinter dem ich gelegentlich das wahre Leben vermute, obwohl ich weiss, dass das wahre Leben gerade vor diesem Fenster spielt,

aus dem ich schaue. Ich kam an an einem der letzten Tage des Augusts, und es hatte geschneit. Keine grosse Sache, meinten die Einheimischen, passiert immer wieder einmal, dass der Schnee dann länger liegen bleibt, als eine Gondel vom Tal zum Berg und zurück braucht.

Ich bekam ein grossartiges Zimmer mit Bergblick, öffnete die Terrassentür, und sogleich erfasste ein fast schon zärtlicher Durchzug meine Seele. Ich sah die Bergspitzen im Nebel, all die Hörner, das Steghorn, das Tierhörnli, sah den Walrücken des Wildstrubel und dort, wo das Tal an die Berge stösst, die Engstligen-Wasserfälle. Das war grosses Kino. Das grossartige Kino aber war der Schnee, der bis tief ins Tal die fast übernatürlich grünen Sommerwiesen an den Hängen überpuderte und schimmerte wie die dünne Schicht einer Atmosphäre.

Die Ruhe kam unverzüglich. Ich sass einfach da, sah mich satt und schweifte durch Zeitlosigkeit, durch all das, was, wie man so beiläufig sagt, lange vor mir schon da war und lange nach mir noch sein wird. Meine Gedanken, das war mir klar, konnten unmöglich die Höhen der Berge oder die Klarheit des Schnees erreichen. Ich war ein wenig sprachlos geworden.

Am nächsten Morgen, es war ein Montag und nach dem Frühstück, schien eine zögerliche Sonne, und der Schnee lag immer noch da, und unten auf der Erde trieb einer Kühe durch das Dorf. War das alles ein Paradies oder nur ein Moment, der danach aussah, fragte ich mich, setz-

te mich hin und starrte auf die Berge und den Wasserfall, den Schnee und das Gras und dachte an ein paar Sätze, die ich einst gelesen hatte, dass die Welt des Ursprungs eine stehende Welt gewesen war, eine Welt ohne Zeit; vielleicht waren sie von Jean-Jacques Rousseau. Seneca, der auf einem Goldesel ritt und das Barfusslaufen predigte und der sich normalerweise nie bei mir meldet, kam mir plötzlich in den Sinn und sein Versuch, auf die Fragen aller Fragen, was glückliches Leben sei, eine Antwort zu finden; dauerhafte Gemütsruhe und Sorgenfreiheit.

Ich lebte die Seneca-Philosophie; im Luxus dieses Hotels, in seiner Ruhe und Gediegenheit, im Strom seiner Weine, im Gefolge seine Speisen fand ich durch seine Fenster diese lebendige Ruhe der Berge. Verfolgte ihre Wandlungsfähigkeit unter dem Licht der Sonne und den Wolken des Himmels. Kurz dachte ich, dieses Starren auf dieses Gestein sei die zeitloseste Zeitverschwendung meines Lebens, und ich hielt ein, ging ins Dorf, trank etwas in der «Weltcup-Bar» und hörte den Einheimischen zu, wie sie sich Sorgen machten wegen des Skirennens auf dem Chuenisbärgli im Januar.

Oder ich ging laufen auf dem Hörnliweg, eine Runde durch Wälder und über Wiesen entlang der Berge, kam zurück, setzte mich auf die Terrasse, begann erneut, ohne Worte und wie aus der Zeit gefallen mit den Bergen zu sprechen.

www.bellevue-parkhotel.ch

«Näher beim Herzen»

Florist Karl-Heinz Ritter übt seinen Traumberuf aus.
Arbeiten in einer Frauendomäne macht ihm nichts aus.

Ich bin 1966 in Lichtenstein geboren und machte in Feldkirch, Österreich, die Matur. Ich begann, Pharmazie zu studieren, mein Traum damals. Ich spürte aber, es war nicht mein Ding, weil es mir zu lange ging. Ich hatte nicht den Biss dafür. Lieber verfolgte ich meinen Herzenswunsch, das Gärtnern, und begann meine Topfpflanzen-Lehre im Appenzell, eine tolle Ausbildung in einem alteingesessenen Betrieb. Da gab es noch einen Blumenladen, in dem ich viel Zeit verbrachte und der mich irgendwann mehr reizte, weil ich noch kreativer sein konnte.



«Schönheit des Moments»: Florist Ritter.

Mit dem Background startete ich meine zweite Lehre als Florist bei der Blumen Schipfe, mitten im Zürcher Kreis 1. Ein moderner, flippiger Betrieb. Ich war zwanzig, hatte meine Berufung gefunden, auch wenn ich davon nicht reich würde. Finanziell bewegen wir uns im Coiffeurbereich.

Wie Grossmutter's Märzsträusse

Nach der Lehre machte ich mich in Rapperswil bald selbständig. Toll finde ich, das Gesamtbild, die Wohnung, in die der Strauss hinkommt, zu erfassen und saisonal zu bereichern – anstatt einfach zwei, drei rote Röschen zusammenzubinden. Schaufenster, Wohntrends inspirieren mich. In sind gerade natürliche, lockere Sträusse, Kombinationen von trockenen mit frischen Blumen, wie die Märzsträusse meiner Grossmutter.

Als Kind half ich oft im Garten. Das fand ich spannend – meine beiden Brüder weniger. Ich spürte, wie mich das Gestalten mit der Natur, die kreative Lust zu verschönern, forderte.

Das Schönste an meinem Beruf sind happy Kunden: Wenn er für seine Frau einen Strauss zum Geburtstag bestellt, mich nachher anruft und sagt: «Wow, danke, er ist so toll!», dann sind das wunderschöne Komplimente.

Die Vergänglichkeit von Blumen, die nur Tage, vielleicht eine Woche halten, stört mich nicht – ein Koch hat nicht mal das. Bei ihm ist nach zehn Minuten alles weg. Und es ist ein Vorteil, etwas nicht ewig behalten zu können. Man muss dann wieder Neues kaufen.

Blumen sehe ich als Kunstwerke. Mir gefallen intensive Blumen, Anthurien oder Helikonien, auch Nägeli, deftige Blumen. Rausgehen, schneiden und etwas Verrücktes schaffen ist toll. Die Schönheit des Moments pflücken, wie ich immer sage.

Dass hauptsächlich Frauen meinen Beruf ausüben, stört mich nicht. Von etwa hundert Personen, die abschliessen, sind ein bis zwei männlich. Mein Vorteil ist, ich kann Töpfe alleine schleppen, für die es mehrere Frauen braucht. Und ich glaube, Floristen denken unterschiedlich: Männer ein bisschen weiter, während sich Frauen mehr im Detail verlieren.

Das Verhältnis meiner Kunden ist ausgeglichener: zwei Drittel Männer, ein Drittel Frauen – gut, am Muttertag kommen fast nur Männer, am Valentinstag auch. Aber diese Tage müssen sein, weil sonst gibt es Frauen, die das ganze Jahr nie Blumen bekommen. Ein Mann, der ab und zu Blumen heimbringt, muss nicht unbedingt am Valentinstag auch noch kaufen. Aber einer, der das nie macht, bei dem ist das schon Pflicht.

Wirkung der Blume

Es gibt aber auch viele Frauen, die ihren Mann mit Blumen beschenken. Das haben Männer auch sehr gerne. Und sind wir doch mal ehrlich: Jede Liebesgeschichte begann mit Blumen, ob vom Mann oder von der Frau geschenkt, man darf die Wirkung von Blumen nicht unterschätzen. Denn sie sind näher beim Herzen, viel persönlicher als eine Weinflasche, Schokolade oder Dessous.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Fachdiskurs

Dr. Hinz: Das ist doch lächerlich, dass jetzt plötzlich alle mit einer Maske rumlaufen. Drehen die Menschen denn nun völlig durch? Die benötigen keine medizinische Behandlung mehr. Die brauchen dringend psychiatrische Betreuung.

Dr. Kunz: Wieso? Ich finde, die tun intuitiv genau das Richtige. Der Instinkt des Menschen funktioniert doch besser, als ich gedacht habe.

Dr. Hinz: Wie? Gerade du als Mediziner müsstest doch wissen, dass diese Masken völlig nutzlos sind!

Dr. Kunz: Und ob diese Masken etwas nützen! Die Menschen reagieren äusserst vernünftig, wenn sie jetzt eine Maske tragen. Ich kann den Leuten auf der Strasse nur zu diesem vorbildlichen Verhalten gratulieren.

Dr. Hinz: Ach komm! Aus medizinischer Sicht ist das absolut lächerlich. Das musst du doch zugeben.

Dr. Kunz: Ganz im Gegenteil! Gerade aus medizinischer Sicht ist diesen Menschen dringend zu raten, so lange eine Maske zu tragen, bis diese ganze Pandemie endgültig vorbei ist.

Dr. Hinz: Welche Pandemie? Wir haben keine Pandemie! Wir haben eine ganz normale Grippewelle. Und wir haben ein noch unbekanntes Coronavirus entdeckt, was ebenfalls ganz normal ist. Wir erleben keine Pandemie, sondern eine Massenpanik.

Dr. Kunz: Nenne es, wie du willst. Aber ich sage dir, die Masken nützen etwas.

Dr. Hinz: Ach komm! Die Leute da draussen sind doch nur noch am Hyperventilieren!

Dr. Kunz: Siehst du? Und durch die Masken kriegen sie weniger Sauerstoff und atmen dafür mehr ausgeatmetes Kohlendioxid wieder ein. Und genau das ist das beste Mittel gegen Hyperventilation.

Andreas Thiel

Die Alp bei Zürich

Restaurant Blüemlisalp

Blüemlisalpstrasse 91, Herrliberg, 044 915 34 90

Wer die Wirtschaft «Blüemlisalp» oberhalb von Herrliberg noch nicht kennt, staunt: Keine Viertelstunde vom Bellevue im Herzen von Zürich findet sich am Abhang des Pfannenstiels auf einem Moränenplateau hoch über dem See eine richtige Alpwirtschaft.

Wenige Schritte hinter dem Haus führt eine Treppe zu einer gewaltigen Eiche, die mitten in gut mit Vieh besetzten Kuhweiden steht: Hier sind wir wirklich auf einer Alp. Und die nach Art ostschweizerischer Berggasthöfe mit hellen Schindeln verkleidete Wirtschaft verfügt über eine gemütliche Gaststube, einen gekiesten Vorplatz, den einige Ahornbäume beschatten. Derzeit übernimmt allerdings ein Zelt die Rolle des gemütlichen Restaurants,



das für Covid-Ansprüche zu eng ist. Man kann nun also draussen an Tisch und Bank Platz nehmen oder an Tischen und Stühlen im Zelt, vor Witterung geschützt.

Da das Restaurant – Dienstag und Mittwoch sind Ruhetage – schon um neun Uhr öffnet, gibt es hier auch eine Frühstückskarte und am Sonntag einen Brunch. Die Küche, und auch die meisten Produkte, sind schweizerisch geprägt: Landrauschschinken, Speck, Hobelkäse, Mostbröckli, Salsiz, Cervelat und Sandwiches,

diverse Salate, Käse-, Wurst- und Siedfleischsalat machen die «kalte Karte» aus, die durch die Grillkarte mit Würsten, Schweinshalssteak, Cordon bleu und Eglignuspjerli, Röstivariationen und Bauernschinken ergänzt wird. Zudem wird jeden Tag ein Menü angeboten, in unserem Fall war dies ein hervorragendes Schweinskotelett mit Kartoffelsalat.

Aber man geht ja längst nicht nur wegen des Essens in die «Blüemlisalp», sondern wegen der Landschaft, der Stimmung und der Illusion, weitab in den Voralpen zu weilen, nur begleitet vom Meckern der Geissen und dem Geläute der Kühe. Die Kinder finden hier einen Streichelzoo und einen Spielplatz, die Eltern einen Parkplatz.

Einzig einige hier abgestellte elegante Karossen erinnern uns wieder daran, dass wir uns ja eigentlich an der Zürcher Goldküste befinden. (Reservieren!)

WEIN/PETER RÜEDI

Champion im Abseits

Illuminati Zanna. Montepulciano d'Abruzzo Colline Teramane Riserva DOCG. 14%. Fr. 25.– (Mitglieder Fr. 20.–) www.divo.ch

Als Ludwig Wittgenstein 1929 seine Professur in Cambridge antrat, fragte ihn der Majordomus, was er denn so zu essen wünsche. «Ganz egal», soll der Autor des berühmten, selten gelesenen und noch seltener verstandenen «Tractatus logico-philosophicus» geantwortet haben, «egal, Hauptsache, immer das Gleiche.» Daran erinnern mich die Gewohnheiten einiger meiner Freunde, mit denen mich das Vergnügen am Wein verbindet. Nicht, dass sie keinen Wert auf Qualität im Glas legten. Aber unzweifelhaft ist ihnen die Vertrautheit mit dem, was sie ihren «Hauswein» nennen, wichtig als eine Art Heimatgefühl. Wogegen ja nichts einzuwenden ist, zumal, streng genommen, beim Wein das Gleiche selten das Gleiche ist, ein Jahrgang sich vom andern unterscheidet, manchmal nur in Nuancen, manchmal ganz erheblich. Andererseits ist der Genuss von Wein aber auch ein immer neues Abenteuer auf



der Reise über die grenzenlosen Meere des Angebots, das verpasst, wer hinter dem Ofen bei seinen paar Vorlieben verweilt. Neugierde ist auch beim Wein eine Tugend, selbst wenn sie, es gehört dazu, mal in einer Enttäuschung enden sollte.

Hier ist also ein Wein für Abenteurer, wenn auch einer, bei dem das Risiko durch zahlreiche Auszeichnungen von «Gambero Rosso» bis *The Wine Advocate* abgedeckt ist. Allein, auch der Liebhaber italienischer Weine kommt nicht jeden Tag in der Zone der Abruzzen vorbei, der Gegend zwischen dem Apennin und der Adria auf der Höhe um Pescara. Sie ist das Stammland der Montepulciano, einer spätreifenden Rebe, die wegen ihrer Produktivität zu Unrecht etwas unter einem ordinären oder vulgären Image leidet. (Mit den Sangiovese-

Nobilitäten der toskanischen Appellation Montepulciano, Kenner mögen den Hinweis verzeihen, hat sie nichts zu tun. Allerdings taucht die Montepulciano auch gelegentlich in den Top-Cuvées der renommiertesten toskanischen Weinmacher auf, etwa im Nardo von Montepulciano.) In der Gemeinde mit dem schönen Namen Controguerra in den Hügeln von Teramo (einer eigenen DOCG) bearbeitet der Patriarch Dino Illuminati mit seinem Sohn Stefano einen Betrieb von 130 Hektar mit der beträchtlichen Jahresproduktion von 1 200 000 Flaschen: siebzehn verschiedene Weine, darunter als eines der Flaggschiffe der hundertprozentige Lagen-Montepulciano Zanna.

Er ist in mehrfacher Hinsicht ein starkes Stück, eine Art Apotheose des Montepulciano d'Abruzzo. Mit kräftigen Tanninen (dekantieren empfohlen!) und schwarzvertiefter Frucht (Pflaumen, Brombeeren), Noten von Tabak, Lakritz, etwas Teer und schöner Würze ist dieses dennoch ausgewogene Charakterpaket (Pardon, Mesdames!) das, was man ohne Hintergedanken einen charmant maskulinen Wein nennen darf.

Wenn ich Rapper wär'

Der neue Bentley Bentayga ist ein prominentes Symbol dafür, dass es einem gut läuft.



Es ist im Leben ja durchaus entscheidend, dass man weiss, welche Fähigkeiten man nicht hat. Das erleichtert einem dann die Gedankenspielerlei darüber, was hätte sein können. Wenn mir jetzt beispielsweise das Talent zum Reimen und Rappen gegeben worden wäre und ich es damit zu einem gewissen Ansehen und Erfolg gebracht hätte, würde ich heute vielleicht nicht über Autos schreiben, sondern sie besitzen.

Als Rapper wäre der neue Bentley Bentayga ein gut sichtbares, prominentes Symbol dafür, dass die Sache gut läuft. Da ich aber kein bisschen rappen kann, bleibt mir nur übrig, die Anziehungskraft für das britische SUV als eine Art faszinierter Zaungast zu beschreiben. Oder, wie es die deutsche Sprechgesangsgruppe Die Fantastischen Vier einmal gut gereimt formuliert hat: «Buenos días, Messias / Auch wenn's dir nicht passt / Du bist nur Gast hier / Du fasst hier nichts an.»

Aus Edelstahl gehäkelt

Gut, anfassen und sogar zwei Tage benutzen durfte ich den Bentayga natürlich schon. Er wurde mir dafür in einem kräftigen, dunklen Rot und mit eindrucksvollen schwarzen 22-Zoll-Felgen überlassen – eindeutig ein Auto für Popstars. Schon der äussere Auftritt des mächtigen SUV, made in England, ist Ausdruck seiner hochwertigen Machart. Die zweite Generation des Allradfahrzeugs ist an ihrem vergrösserten Kühlergrill erkennbar, der Bentley-typisch aussieht, als wäre er aus feinen Edelstahlrohren gehäkelt worden. Daneben sitzen strahlend helle LED-Matrix-Scheinwerfer, und

am Heck fallen der Dachspoiler (aus Carbon) und die linsenförmigen Rückleuchten auf.

Der Geruch des grosszügig ausgelegten Leders einer halben Herde englischer Kühe, das mit exakt gesetzten, feinen roten Kontrastnähten verarbeitet wurde, oder der massive, griffige Getriebewahlhebel aus poliertem Aluminium sind dann im Innern allesamt untrügliche Anzeichen dafür, dass dies ein Auto ist, das sich nicht jeder leisten können soll. Das Segment der SUVs mit grosszügigem Preisschild wurde von Bentley 2016 gewissermassen mitbegründet, mittlerweile haben Hersteller wie Aston Martin, Rolls-Royce oder Lamborghini nachgezogen.

Luxuriös ist selbstverständlich auch die Art und Weise des Vorankommens im Bentayga. Der doppelt aufgeladene V8-Benzinmotor mit 550 PS, der auch im Porsche Cayenne Turbo zum Einsatz kommt, ist bloss dezent vernehmbar, wenn das mit grossem Aufwand von den akustischen Zumutungen der Aussenwelt abgedämmte SUV mühelos beschleunigt und einen luftgefedert über den Asphalt wiegt. Hätte ich es nicht besser gewusst, wäre ich in Versuchung gekommen, zu glauben, dass ich gar nicht fahre, sondern vielmehr schwebte. Deshalb muss man als Zaungast in einem solchen Auto auch aufpassen. Es braucht wenig, und man hebt ab.

Bentley Bentayga V8 First Edition

Motor: V8-Twin-Turbo-Benziner/Allradantrieb; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 550 PS/404 kW; max. Drehmoment: 770 Nm bei 2000–4500 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 4,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 290 km/h; Verbrauch (WLTP): 11,6 l/100 km; Preis: Fr. 240 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Echter Tessiner

Boccalino ticinese: Ab Fr. 24.– bei Ceramiche d'Arte in Gandria erhältlich

Der Tessiner Boccalino ist zur Rarität geworden. Gut, die Einheimischen selber griffen, seit es in den fünfziger Jahren zum Souvenir Nummer eins der sprichwörtlichen Schweizer Sonnenstube wurde, ohnehin immer seltener zum heimeligen Tonkrüglein, das im Original ein *Fünfteli*, also 2 Deziliter, Merlot fasst. Zürcher verzieren ihren Schlüsselbund ja auch nicht mit einem Grossmünsteranhänger. Kitsch oder nicht – Wein aus dem Boccalino weckt nördlich der Alpen, gerade jetzt, Anfang Herbst, sofort die Sehnsucht nach goldenen Kastanienwäldern und dampfender Polenta.

Claudio Crippa war der letzte Tessiner, der sein Geld mit der Boccalino-Produktion verdiente. Er schloss seinen Betrieb bei Lugano 2008. «Nach 45 Jahren habe ich genug, die Arbeit ist mir verleidet, es ist nicht so einfach, wie es aussieht», sagte Crippa damals im Schweizer Fernsehen. Ein Kunde beklagte sich ausserdem, dass Crippa von den Einheimischen zu wenig Unterstützung erhalte und bloss noch Touristen bei ihm einkauften.

Natürlich findet man Boccalini nach wie vor in Souvenirgeschäften. Nur kommen diese nicht mehr aus dem Tessin, sondern werden in Italien hergestellt.

Wer nun einen echten Tessiner Boccalino möchte, muss die Pfade des Massentourismus verlassen und findet ihn – handgemacht und -bemalt – im Töpferatelier Ceramiche d'Arte in Gandria (costaceramiche.com) am Luganersee.

Benjamin Bögli

Apokalypse der Mundtoten

Einige Kulturschaffende empfinden die Meinungsfreiheit als bedroht. Sie sehen die Welt in einer Apokalypse, in der Werke zensiert und Veranstaltungen abgesagt werden, weil nicht länger das Primat des besseren Arguments zähle, sondern die Moral ein meinungsbildendes Monopol einnehme. Die Moral, diagnostiziert der Philosoph Alexander Grau, sei die letzte Religion. Wer sich ihr nicht beugt, dem drohe die Inquisition. Auf der derzeit diskutierten Website «Appell für freie Debattenräume» solidarisieren sich Autoren um Milosz Matuschek mit den «Ausgeladenen». Darauf findet sich ein Video, in dem die *cancel culture* als gefrässiger Gott in fragwürdiger Endzeit-Ästhetik dargestellt wird, der gesandt wurde, um die Menschheit zu annullieren. Die religiöse Metapher irritiert. Die Adepten dieser Annullierungskultur hingegen, die proklamieren, sich aller Formen von Ungleichheit und Unterdrückung bewusst zu sein, nennen sich ausgerechnet *wokes*, also «Erwachte». Zugegeben, das hat tatsächlich etwas von Jehovas Zeugen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Gefrässiger Gott in fragwürdiger Endzeit-Ästhetik.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Sehr geehrter Dr. M., mit der Beschaffung neuer Kampffjets soll die Landesverteidigung sichergestellt werden. Gleichzeitig denkt man darüber nach, das institutionelle Rahmenabkommen zwischen der Schweiz und der EU zu unterzeichnen. Damit unterstellte sich die Schweiz EU-Recht und EU-Richtern. Meine Frage: Als Rechtskolonie der EU könnten wir im Kriegsfall sicher auf den Schutz aus Brüssel zählen. Warum also überweisen wir die sechs Milliarden Franken für den Jet nicht gleich an die EU? W. U., Thun

Ihre Frage ist wohl nicht ganz ernstgemeint, hat aber trotzdem einen ernsthaften Hintergrund. Zunächst: Am 27. September stimmen wir über die Luftverteidigung unseres Landes ab. Es ist eine Tatsache, dass die modernen Kriege vor allem aus der Luft geführt werden. Das ist



gefährlich, wobei nicht mehr in erster Linie Soldaten, sondern die Zivilbevölkerung getroffen wird. Und die neuen Kampfflugzeuge sind für die Luftverteidigung der Schweiz notwendig, weil sich diese für einen Schutz des Landes von oben als unerlässlich erweisen.

Aber wenn man den Schutz des eigenen Landes sicherstellen will, darf man auch kein solches institutionelles Rahmenabkommen unterzeichnen, mit dem die Selbst-

bestimmung und die Unabhängigkeit der Schweiz aufgegeben werden. Das darf nicht sein. Darum ist dieses institutionelle Abkommen abzulehnen. Also ja zur Luftverteidigung und nein zu einem institutionellen Abkommen.

Würden wir die sechs Milliarden für die Luftverteidigung direkt an die EU bezahlen – wie Sie das vorschlagen –, würde dieses Geld sicher angenommen. Aber es ist eine Illusion zu glauben, dass wir von den Empfängern im Ernstfall geschützt würden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Martina Bühler

Als Studentin lancierte sie eine Online-Kunstplattform.
Heute pflügt die junge Managerin die Märkte für Fremdkapital um.

Von null auf 45 Milliarden in vier Jahren – so kann man die Geschichte von Loanbox zusammenfassen. Das Zürcher Unternehmen ist angetreten, um Schwung in die Kreditmärkte zu bringen. Auf seiner Online-Plattform für institutionelle Investoren vermittelt es Darlehen an die Finanzabteilungen von öffentlichen und privaten Organisationen – eine Art Ebay für Finanzchefs und professionelle Anleger. Der Kundenkreis reicht von der Schweiz bis nach Deutschland, Frankreich und Österreich. Kredite im Umfang von 45 Milliarden Franken sind auf diese Weise seit der Gründung 2016 schon zustande gekommen. Über zweitausend Grossanleger vertrauen mittlerweile der Plattform.

So frisch im Auftritt wie das Unternehmen ist auch Martina Bühler. Seit dem ersten Tag des Start-ups ist die junge Marketingspezialistin für die Kommunikation verantwortlich. Aufgewachsen in Baselland, schlug sie nach der Matur direkt eine Berufslaufbahn in der Privatwirtschaft ein. Nach Stationen bei der Basellandschaftlichen Kantonalbank – neben dem Bachelorstudium in Tourismus – und Teilzeitarbeit in einem Ausflugsrestaurant in den Bündner Bergen folgte eine mehrjährige Tätigkeit beim Kongresszentrum Interlaken im Berner Oberland. Berufsbegleitend studierte Martina Bühler an der Fachhochschule Luzern Online Business und Marketing.

Als Treffpunkt für das Treffen mit der *Weltwoche* hat die Managerin das libanesische Restaurant «Moudi» in Zürich vorgeschlagen. Direkt am Schanzengraben gelegen, verwandelt es sich über Mittag in eine exotische Oase für die Geschäftsleute aus der Gegend, hauptsächlich Bankangestellte.

«Manche Banken», sagt die junge Geschäftsfrau, «könnten sich durch Loanbox angegriffen fühlen.» Plötzlich komme Transparenz und mehr Wettbewerb in einen Markt, der traditionell von den berühmten «Hausbanken» dominiert wurde. Das Start-up ver-

stehe sich allerdings nicht als Konkurrent der Banken, sondern sei sehr offen für Partnerschaften aus der ganzen Finanzindustrie. «Als Kunden oder Partner können auch Finanzinstitute von unserem Angebot profitieren.» Allgemein wünscht sie sich, dass der Finanzplatz die Chancen ergreift, die sich durch die Möglichkeiten der Digitalisierung ergeben, und dass er innovativ bleibt – obwohl man



Frischer Auftritt: Marketingspezialistin Bühler.

ein Stück weit im Wettbewerb miteinander stehe, ergäben sich viele Möglichkeiten für Zusammenarbeit und «neue Ökosysteme».

Im Zürcher Start-up-Umfeld fühlt sich unsere Gesprächspartnerin sehr wohl. «Es ist toll, wie viele Innovationen, gerade für die Finanzbranche, hier entstehen.» Mit Blick auf ihre Karriere sei sie froh, dass sie nicht auf direktem Weg von der Mittelschule an die Universität gegangen sei, sondern zuvor in verschiedenen Bereichen der Wirtschaft Erfahrungen sammeln konnte. «Direkt nach der Matur wis-

sen ja viele nicht genau, was sie später machen wollen.» Da sei es ein Vorteil, zuerst zu sehen, was einen wirklich interessiere und wo die eigenen Fähigkeiten lägen. Als Vorstandsmitglied von FH Schweiz, dem Dachverband Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen, setzt sie sich für die Durchlässigkeit des Bildungssystems ein – damit moderne Businesskarrieren wie die ihre möglich und beliebt bleiben.

Während ihrer Studienzeit hat Martina Bühler gemeinsam mit Kollegen eine Online-Plattform aufgebaut, wo aufstrebende Künstler ihre Werke bewerben und verkaufen konnten. Das sei eine wertvolle Erfahrung für ihre spätere Tätigkeit gewesen. Aber auf die Dauer habe sich dann doch gezeigt, «dass bei so etwas Emotionalem wie der Kunst die reale Begegnung nur unterstützt, nicht aber ersetzt werden kann». Ganz anders sei es in der Finanzindustrie: «Die Produkte sind viel abstrakter und eignen sich daher sehr gut für rein digitale Geschäftsmodelle.»

Die Corona-Krise, erzählt Martina Bühler, habe zu einer spürbar höheren Nachfrage von Seiten der öffentlichen Hand geführt. «In diesen unsicheren Zeiten haben verständlicherweise viele Behörden den Wunsch, Liquidität zu sichern.» Dass die Zinsen für kurze Laufzeiten im negativen Bereich liegen, hilft auch. Trotz einem vorübergehenden geringen Anstieg während der Corona-Krise blieben die Finanzierungskosten günstig, und die institutionellen Anleger suchen weiterhin nach Möglichkeiten, den Negativzins auf ihren Bankkonten zu reduzieren.

Als Nächstes möchte Loanbox den Markt für Unternehmensanleihen aufmischen. Der kraftvolle Auftakt dafür fand im Sommer statt, weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit: Für den Energiekonzern Axpo hat das Start-up eine 133 Millionen schwere grüne Anleihe vollständig digital platziert.

Aufgezeichnet von Florian Schwab

Inmitten der Strömung

Die jüngste Schöpfung des Malers Wolfgang Beltracchi ist eine Hommage an Zürich. Er plant auch, das teuerste Gemälde der Welt neu zu malen.

Anton Beck

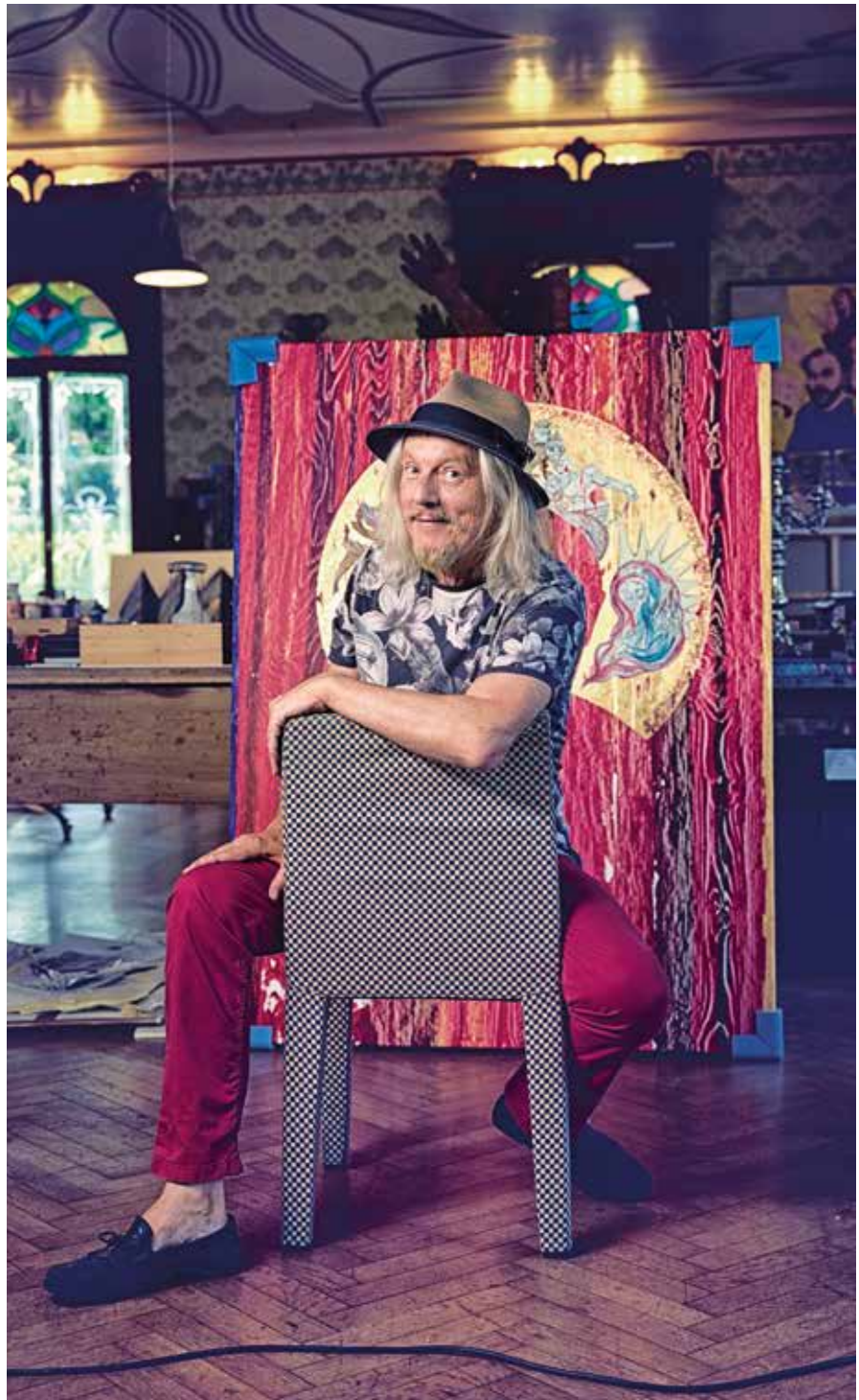
Freitag. Was in der Luft hängt, ist eine Schwere, feiner noch als Aerosole, eine Schwere, wie sie wohl schon immer vorhanden war, wie sie aber nur in wenigen Augenblicken an die sichtbare Küste der eigenen Wahrnehmung geschwemmt wird. Den Vierwaldstättersee vor Augen, warte ich auf den Zug nach Luzern, am Horizont die Wolken, die den Regen noch zurückhalten, und im Hintergrund die steten Essgeräusche einer betagten Dame, die nicht glauben will, dass ihr Glacebecher leer ist. Immer wieder kratzt sie lautstark letzte Reste zusammen, es nützt alles nichts.

Gewisse Dinge lassen sich einfach nicht vermeiden, wie ein Leuchtfeuer, das im Unwetter gezwungenermassen erlischt, fast so wie Gustav Klimt, den Wolfgang Beltracchi, das erzählte er mir vor gut einer halben Stunde, im Moment der Loslösung malte. Das Bild hängt in Beltracchis Werkstatt mit Seeblick in Meggen, einem grossen, lichten Raum voller Bücher und Gemälde, nicht chaotisch, aber auch nicht sonderlich organisiert.

Klimt, sagt er, habe mit einigen seiner Aktmodelle Affären gehabt, sie geschwängert und anschliessend in die Wüste geschickt, er sei ein grässlicher Mensch gewesen, und vielleicht, sagt der 69-jährige Maler, wie immer mit Hut, auf dem Sofa in seinem Atelier sitzend, habe Klimt ja im Moment des Todes daran gedacht. An die Kinder, an die Schuld, an die Reue, gemischt mit dieser unglaublichen Angst, welche die allermeisten Menschen hätten, wenn sie sterben, sagt Beltracchi.

«Grässliche Welt»

Wenn Menschen stürben, dann könnten sie nicht klar denken, würden nichts mehr spüren, nur noch eine lähmende, rigorose Furcht, nicht loslassen zu wollen, es aber zu müssen. Er wisse das, er habe schon einige Menschen sterben sehen. «Bis dann das Licht kommt», sagt Beltracchi und lässt die Worte bei allen Klischees glaubhaft klingen, dann würden alle loslassen wollen. «Es ist ja auch eine grässliche Welt», sage ich und weiss selbst nicht, ob ich das ironisch meine.



Er malt sie alle, die Kopfflosen, die Lichter und Leuchtfeuer: Künstler Beltracchi.

Ein seltsam melancholisches Gespräch, das sich an jenem Freitag zwischen uns entspinnt. Eigentlich hätte Beltracchis Projekt «Salvator Mundi» im Fokus stehen sollen. Der «Erlöser der Welt», ein 66 auf 45 Zentimeter grosses Christus-Porträt, das 2017 für die Rekordsumme von rund 450 Millionen Dollar versteigert wurde, wahrscheinlich an den saudi-arabischen Kronprinzen, seitdem aber im Geheimen aufbewahrt wird, ein Bild, das angeblich von Leonardo da Vinci gemalt worden ist und angeblich von Louis XII. in Auftrag gegeben wurde – beides ist nicht ganz unumstritten. Zu den Zweiflern gehören Wolfgang und Helene Beltracchi, das Ehepaar, das mit Hunderten von Fälschungen jahrzehntelang den Kunstmarkt vorführte und damit Millionen verdiente, aber eigentlich sind die beiden Künstler. Wolfgang Beltracchi will «Salvator Mundi» so malen, wie da Vinci es gemalt hätte, doch er hat keine Lust, eingehend über das Projekt zu sprechen. Sein Manager, der die Idee dazu hatte, hält das Da-Vinci-Unterfangen für vernünftig; so etwas erwecke öffentliches Interesse, sagte er mir am Vortag.

Haltungsprobleme

Donnerstag. Trübsinn und Verzagtheit liegen fern, stattdessen gibt es bereits gegen Mittag einen angenehm leichten Weisswein. In Zürich wird Beltracchis jüngstes, während des Shutdowns entstandenes Werk «Transchronisches Kaleidoskop» aufgehängt, eine Auftragsarbeit des Hotels «Felix», eines traditionsreichen Hauses im Niederdorf. Auf gut fünf Metern zeigt sich bunt, fast schon expressionistisch die Geschichte der Stadt Zürich, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, von den Kelten über die Stadtheiligen Felix und Regula – Cephalophoren, Märtyrer, die nach der Enthauptung ihren Kopf wieder aufhoben – bis hin zu Zwingli. Und immer wenn einer der Anwesenden interessiert fragt, verweist Wolfgang Beltracchi auf einen niederländischen Fischer, den er auch in das Bild gemalt habe. Er hat so seine gewissen Sätze in der Westentasche. Zum Bild erscheint auch bald ein Buch, in dem die einzelnen Figuren auf dem Gemälde ihre Geschichte erzählen, auch das erwähnt er ein paar Mal.

Wir fahren in die oberste Etage des Hotels, betrachten die Stadt aus einer Perspektive, die sich auf jedem Instagram-Profil sehen lassen könnte, und Beltracchi meint, von hier oben könne man auch gut all die Dachterrassen und die nackten Sonnenbadenden darauf sehen; woraufhin ich erwidere, dass die Schweiz wohl zu bieder für nackte Sonnenbadende sei, was er wiederum verneint. Er, der Deutsche, der die ganze Welt gesehen hat, hält viel von der Schweiz. Lange Zeit wohnten er und Helene in Montpellier; nach der Verurteilung zu sechs beziehungsweise vier Jahren Gefängnis aufgrund der Fälschungen zog es die beiden Richtung Luzern.

Beltracchi hantiert an einer Kaffeemaschine, er trinke ja zu viel Kaffee, aber immer ohne Milch, da Milchprodukte, auch das wiederholt er im Laufe des Tages einige Male, alles andere als gesund seien. «Ich trinke viel Milch», sage ich, ich bin aber auch kein Exempel absoluter Gesundheit – woran Beltracchi mich erinnert, als er mich an der Brust packt, mich zurechtrückt und darauf hinweist, ich müsse gerade stehen, das gebe sonst üble Haltungsprobleme. Helene ist das etwas peinlich, was sich aber schnell wieder legt. Es gibt noch einige Nachfragen zum Bild, und Beltracchi verweist noch einmal auf den niederländischen Fischer, ehe die



Während des Lockdowns entstanden: «Transchronisches Kaleidoskop».

Anwesenden sich in alle Himmelsrichtungen davonmachen. Was ich denn vorhätte, fragen die Beltracchis. Ich könne, wenn ich wolle, noch zum Essen mitkommen.

Vom Rücksitz ihres jagdgrünen Mini-Cooper-Cabrios sieht Zürich ganz anders aus als vom Tram aus, die Luft riecht klarer, fast schon nach Landluft, frei von Viren oder Abgasen. Auf den letzten Metern zu Fuss zum Restaurant werden die Beltracchis mehrmals begrüsst, «Ich kenne sie doch», sagt eine Passantin. Wir sprechen beim Essen – Pasta und noch mehr Wein – über den Generationenkonflikt. Ich sage, dass Millenials – ihre Tochter, Franziska, Künstlerin in London, und ihr Sohn, Manuel, Beamter in Deutschland, sind auch welche – sich zu wenig trauen würden, ständig darauf warteten, dass das Abenteuer beginne, was dann aber nie wirklich passiere.

Abneigung gegen Populärkultur

Helene sagt, auch Künstler hätten immer das Gefühl, ausserhalb des Lebens zu stehen, während alle anderen sich inmitten der Strömung befinden. Wolfgang bestellt ein Tiramisu, er sollte nicht, Helene erinnert ihn an seine Diät, er bestellt es trotzdem. Mit dreissig sei er mal fast an Cholera gestorben, er habe sie in Marokko erwischt, er dachte damals, er habe ein ziemlich schönes Leben gehabt, dreissig gute Jahre, das reiche, er habe ja noch nicht gewusst, dass das, was komme, noch besser werde. «Bezüglich des Da-Vinci-Bildes...», beginne ich ein-

mal mehr, aber er sagt, darüber könnten wir dann morgen in Ruhe sprechen.

Am Freitag sagt Wolfgang Beltracchi in seinem Atelier mit Blick auf die Magazine, die auf einem Tisch liegen – alles Berichte über ihn und Helene –, als Künstler müsse er präsent sein. «Sogar im *Playboy*», fügt er scherzend an und verweist auf eine Ausgabe vom Winter 2015/16. Auf dem Cover ist Ryan Gosling zu sehen – Beltracchi sagt der Name nichts. Doch dahinter steckt keine Abneigung gegen westliche Populärkultur, denn er trinkt seinen Kaffee aus einer Tasse, welche die Form eines Roboters aus dem Film «Terminator» hat. Die habe er im

Hollywood Theme Park gekauft. «Irgendwann ist dir das scheisseegal», sagt er, als ich ihn frage, ob er die westliche Lebensweise missachte. Er, der sich gerne als Jahrhundertfälscher, als grosser Rebell im System vermarktet, strahlt eine seltsame Zufriedenheit aus, umgeben von all den Bildern und Büchern und Helene, die ihre Lesebrille sucht.

«Wie uralte die Erde ist», sagt er, seltsam in sich gekehrt, «das kann man sich ja gar nicht vorstellen.» Dass wir zwei hier sitzen, sagt er, sei wahrscheinlich nur eine Illusion, die Zeit ohnehin. Dann brauchte man ja aber auch keine Angst zu haben, auch nicht vor der Zeit und dem Ableben, auch Klimt hätte sich nicht fürchten müssen, und Beltracchi sagt, dass er selbst ohnehin nie ängstlich gewesen sei, das habe man im Gefängnis sogar diagnostiziert. «Ich bin sehr ängstlich», gebe ich zurück, und er sagt, ich solle Judo oder so machen, Kampfsport helfe dem Selbstbewusstsein auf die Sprünge. Irgendwie muss man ja in der Welt bestehen. Er besteht, indem er malt. Er malt sie alle, die Kopflosen, die Lichter und Leuchfeuer, die Grässlichen der Geschichte und die Retter der Welt, die alle in Vergessenheit geraten werden.

Als ich gehe, gebe ich zu, nicht zu wissen, was mein Artikel bei all diesen Gesprächen nun verhandeln solle. Wolfgang Beltracchi sagt, ich solle über das Zürich-Gemälde schreiben. Und über sein Da-Vinci-Projekt. Darüber hätten wir ja gesprochen.

Panik-Marathon

Medien sind das grösste Problem bei der Corona-Krise.



Die allermeisten Corona-Infizierten erholen sich gut. Die Notfallbetten sind vielerorts leer, die Pandemie hat in den meisten europäischen Ländern einen glimpflichen Verlauf genommen. Man könnte sich darüber freuen – und etwas entspannen. Viele Menschen aber werden ängstlicher, auch aggressiver. Schon Kinder haben Panik, an Covid-19 zu sterben, Eltern sind ratlos. Für den Zustand der Bevölkerung ist zu einem grossen Teil die mediale Berichterstattung verantwortlich. Sie versorgt die Leser mit Angst.

«Welche Folgen auch leichte Covid-19-Verläufe für das Herz haben», titelte Welt.de, und mein Herz klopfte tatsächlich ein bisschen schneller. Im Text wird von einer Corona-Patientin mit einer Herzmuskelentzündung berichtet. Ein Arzt erklärt, dass 5 bis 15 Prozent aller Covid-19-Patienten eine Myokarditis entwickeln. Und: «In diesem Rahmen bewegen sich übrigens auch die Schätzungen zu Myokarditis-Fällen bei der saisonalen Influenza.» Auch bei harmlosen Erkältungskrankheiten könne der Herzmuskel betroffen sein. Aha: Kann, muss also nicht – und ähnlich ist es bei der Grippe. Ohne die Alarm-Schlagzeile erscheint es nicht mehr so erschreckend.

«Kommt die Schweiz auf die deutsche Risikoliste?», so eine *Blick*-Schlagzeile. Du meine Güte, die ganze Schweiz verseucht? Liest man weiter, steht zwar, dass Deutschland einen Grenzwert hat. Bei Veröffentlichung des *Blick*-Artikels sind aber nur zwei Schweizer Kantone betroffen. Zwei von 26. Ausserdem haben andere europäische Länder keine Einreisebeschränkungen, woraus man schliessen kann, dass die Gefahr aus dem näheren Ausland derzeit nicht so gross ist. Dann informieren die Massenmedien gerne über jeden einzelnen Prominenten, der sich mit Corona angesteckt hat. Wie etwa Dwayne «The Rock» Johnson. Wenn

er, der Inbegriff von Stärke und Gesundheit, an Corona erkrankt ist – was macht es dann mit uns Sterblichen? Das ist schon beängstigend.

Auch die Anzahl Neuinfektionen geben sie täglich prominent bekannt. Die Zahl steigt, ja, aber wie aussagekräftig ist die Zahl, wenn es etwa um die Gefährlichkeit der Krankheit geht? Wäre es nicht wichtiger, zu berichten, wie viele schwer erkranken, hospitalisiert werden, sterben? Und wie steht die Zahl im Verhältnis zur Einwohnerzahl? Darüber werden wir oft im Dunkeln gelassen.

Die zweite Corona-Welle ist da», titelte die NZZ in einem Kommentar. Ich stelle mir Restaurants und Geschäfte vor, solche, die zwar nach dem ersten Shutdown noch existieren, aber einen zweiten nicht überleben. Professor Pietro Vernazza aber, Chefarzt der Infektiologie beim Kantonsspital St. Gallen, widerspricht auf Infekt.ch: «Wir sehen einen Anstieg der Fallzahlen. Ja. Eine Linie, die langsam, ja linear, nicht wirklich exponentiell, ansteigt. Unter einer Welle verstehe ich eigentlich etwas anderes.» Was die NZZ hier präsentiert, führe uns nicht in die Normalität. «Je länger, je mehr bin ich der Meinung, dass die Form der medialen Berichterstattung das wichtigste Problem bei der Bewältigung der Covid-Krise darstellt.»

Sucharit Bhakdi, Facharzt für Infektionsepidemiologie, verwies neulich bei Servus TV auf internationale Studien, die zeigen, «dass die Sterberate von Covid-19 genau in der Region saisonale Grippe bis mittelschwere Grippe liegt». Die Massnahmen hätten mehr Kollateralschäden verursacht als Nutzen gebracht.

Selbst Wissenschaftler sind sich bei den verordneten Massnahmen nicht einig, dafür viele Journalisten, so scheint's, umso mehr. Warum sonst räumen sie Experteneinschätzungen, die die Regeln für überzogen halten (und die die Journalisten selbst vehement befürworten),

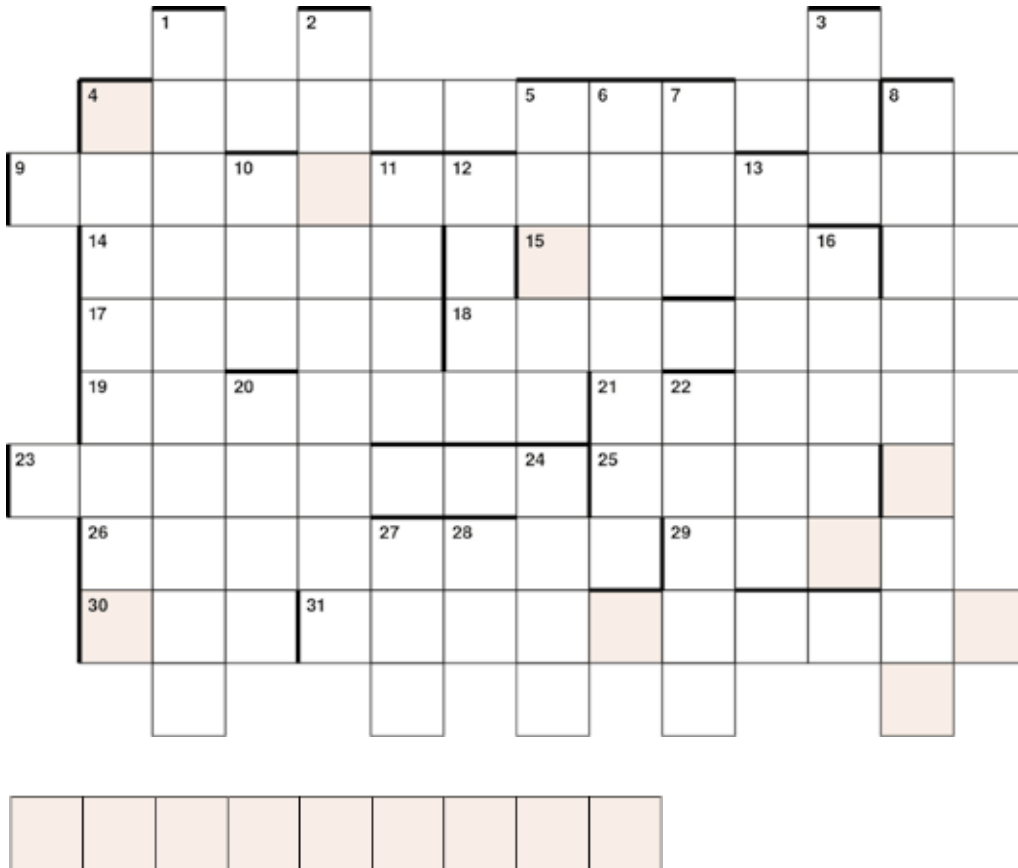
viel weniger Platz ein als den Stimmen, die die Massnahmen richtig finden?

Als Keimzelle für Meinungs- und Stimmungsmache besitzen Medien viel Macht. Und die benützen sie bei der Pandemie in weiten Teilen einseitig. Mit ihrer Drohkulisse bewirken sie einerseits, dass ängstliche Menschen noch ängstlicher werden, noch strengere Massnahmen fordern. Dass gesunde Leute aus Angst vor Ansteckung nicht mehr ins Fitnesscenter gehen oder ins Restaurant, ins Theater – und in praktisch jeder Situation eine Gefahr sehen, ihr Leben der Furcht unterordnen. Andererseits stossen sie Kritiker der Massnahmen – allesamt «Corona-Leugner» und «Verschwörungstheoretiker» – in eine Schmutzdecke, so dass viele sich nicht mehr öffentlich zu sagen trauen, was sie über Corona wirklich denken.

Warum malen viele Journalisten ein Bild der Angst? Ein Grund ist wohl, weil sie selbst Angst haben. Wer sich ständig mit der Pandemie beschäftigt, wird ängstlich. Das ist kein Vorwurf, es ist menschlich. Das Problem ist: Aus dieser besorgten, eindimensionalen Perspektive heraus ist man eben nicht sehr offen für andere, neue Hypothesen. Es kann auch dazu führen, dass sich die eigene Stimmung und Betroffenheit im Artikel niederschlagen. Angst fördert zudem Intoleranz gegenüber anderen Meinungen. Der zweite Grund ist das Clickbaiting: Angst generiert Klicks. Apokalypse-Szenarien holen Leser ab.

Corona existiert, und es kann sehr gefährlich sein, Risikopatienten muss man schützen. Die Krankheit darf nicht unterschätzt werden. Aber Menschen brauchen gerade in dieser aussergewöhnlichen Situation eine beruhigende Einwirkung. Angst ist immer ein schlechter Ratgeber – altes Naturgesetz.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Bei Tage der Hals, bei Nacht das Kissen

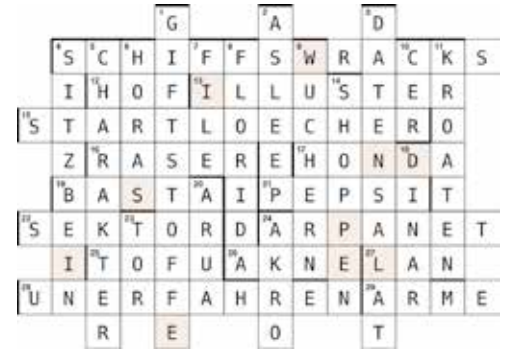
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Die Alträume aus der Traumfabrik. 9 Schützt, was einen beim Liegen unterstützt. 14 Auffällig theatralische Aufführung, auf oder fernab der Bühne. 15 Einstige Mehrheitlerfraktionsunion mit Sichel und Hammer auf ihrem Banner. 17 Holaadioooo! Sie braucht dunkle Tannen und grüne Wiesen im Sonnenschein zum Glücklichein. 18 Beispielsweise die leckeren Bissen in kleinen Büchsen zum grossen Preis. 19 Zeitweise kommt dieser Kahn absichtlich schlep-pend voran. 21 Statistisch ist weltweit mindestens jeder Zweite einer. 23 Er erbaute für den Minosstier ein labyrinthisches Revier. 25 Lilou und Colette, aber auch filou und roquette. 26 Das Nutellavorbild aus Turin: mit zerquetschter Haselnuss gestreckte Schoggi. 29 Je kürzer ihr Klang, desto mehr Fähnchen hat sie dran. 30 Webseitenbetreibers Versuch, via SEA und SEO aus Suchern Besucher zu machen. 31 Temporärer Teil der biologischen Innenausstattung wie etwa der Stuhl im Gang.

Senkrecht — 1 Womit sich Mäkler – auch in der Mieterzone – dauerhaft beschäftigen. (Mz.) 2 Notfallwall und Flammdamm, schützt absolute Deutschpuristen vor unerwünschten Netzzugriffen. 3 Una __ al año no hace daño. 4 Die Verschlagwörter (kein Schreibfehler) erkennt man im Netzbeitrag am Gartenhag. 5 Leichtsinniger Lieblingsspielzeug, liegt persönlich zwischen Funser und Fihir. 6 Hoosier-Heimat und -Habitat. 7 Vierzehn solche wiegt ein Stein bei den Stones daheim. 8 Die Fremdbehaarung für Tierfreunde. 10 Gegenwärtig kurz für Felipe Juan Pablo Alfonso de Todos los Santos de Borbón y Grecia. 11 Ich für meinen kann dazu sagen: Den seinen muss man sich halt denken. 12 Frau Kammerhandlanger für die Dame von damals. 13 Prahl nicht mit Haus, Auto und Boot, sondern mit cooler Hütte, Hundsschlitten und Fellkajak. 16 Traditioneller Tropfer auf den heissen Yorkshire Pudding. 20 Angeblich des Schöpfers erste Krone der Schöpfung. 22 Der Mittagstern quasi. 24 Ornamentaler oder funktionaler horizontaler Vorsprung. 27 Der Weg, zu dem laut Laozi ultimativ alle Wege führen. 28 Steht dieser Ex vor dem Wald, wird der alsbald zum Dschungel.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 684



Waagrecht — 4 SCHIFFSWRACKS 12 HOF 13 ILLUSTER 15 STARTLOECHER 16 RASER 17 HONDA: span. Schleuder 19 BASTA 21 PEPSI(-Cola): Anagramm von «Sippe» 22 [SEKT]OR 24 ARPANET: Vorläufer des Internets 25 TOFU 26 AKNE 27 LAN: Steht für Local Area Network. 28 UNERFAHREN 29 ARME

Senkrecht — 1 GIFTSTOFFE 2 ASLEEP: Anagramm von «please», engl. am Schlafen 3 DATENSALAT 4 SITZBEIN 5 CHARAKTER 6 HORAS: span. Stunden 7 FILE: engl. Feile 8 FLORIDA 9 WUCHERN 10 CER 11 KROATEN 14 SHOPPEN 18 DINAR (Währung): Anagramm von «darin» 20 ARUA: umgedreht «Aura» 23 TOR 24 AKRO (batik)

Lösungswort — **WINDSPIELE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



YACHT-MASTER II

Als ultimative Armbanduhr für Segelprofis konzipiert, verfügt die Yacht-Master II über eine Countdown-Funktion mit mechanischem Speicher und setzt auch weiterhin neue Maßstäbe in der Welt des Segelsports.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

BUCHERER

1888

bucherer.com